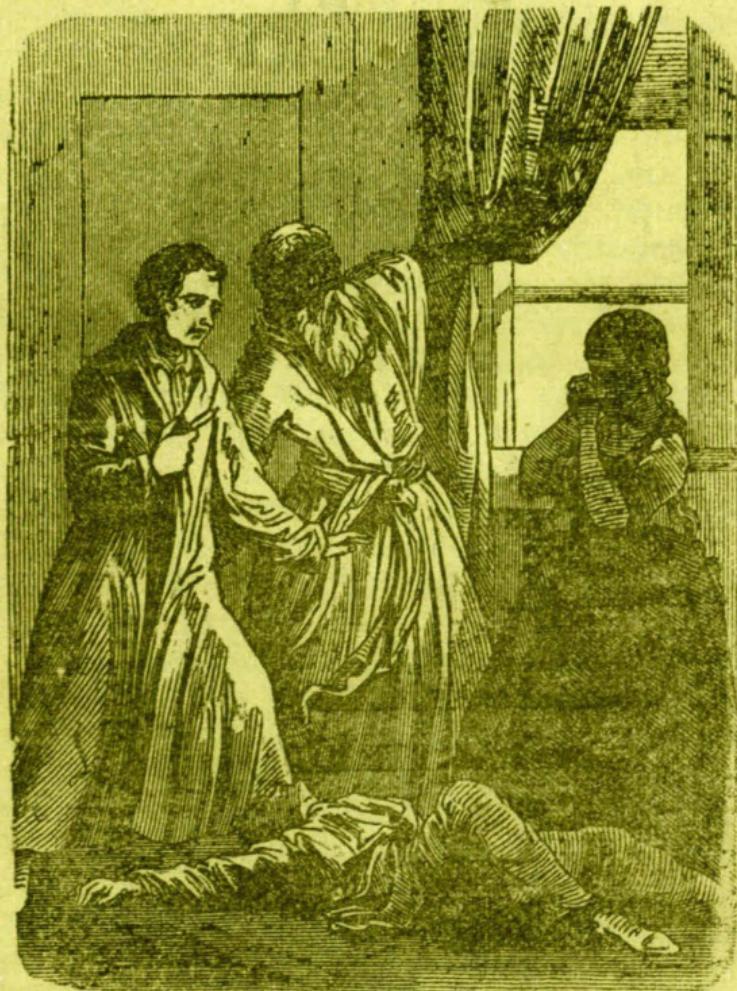


Nr. 2.

Der schwarze Bettler

oder:

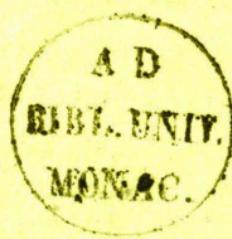
Uner schütterliche Treue eines Negers.



Fürs Volk erzählt von Wilh. Maible.

Rosenheim.

Druck und Verlag der G. Huber'schen Buchhandlung.
1862



Erstes Kapitel.

Die zwei Freunde und ihre Beobachtungen.

In dem ersten Stocke eines Hauses bei der Kirche auf dem Platze St. Germain des Prés zu Paris lehnten an einem Sonntag Nachmittags über den Balkon zwei Freunde und unterhielten sich lachend über die Vorübergehenden. Sie erwarteten das Ende des Gottesdienstes, um die schönen Kirchengängerinnen an sich vorüberziehen zu sehen. Der Eine davon, schön und freundlich, mochte etwa zweundzwanzig Jahre alt sein, der Andere dagegen war zwölf oder noch mehr Jahre älter, wenngleich er sich den Anschein gab, als stehe er noch in der Blüthe des Lebens. Derselbe ließ sich Don Juan von Carral nennen, gab sich prahlerisch für den Sprossen eines der ältesten Adelsgeschlechter Spaniens aus, obwohl er in der Wirklichkeit ein in Amerika geborener Sklave von Geburt war und von einem Neger abstammte. Sein eigentlicher Name war Jonquille. Der jüngere trug eine unbestimmte Traurigkeit zur Schau und nannte sich kurzweg Xavier.

Der ganze große Platz war in diesem Augenblick wie ausgestorben, nur ein Neger stand auf der Treppe, welche zur Kirche führte. Er glich einer Statue aus Ebenholz geschnitzelt, mit einem dichten weißen Bart; das Alter konnte seinen stolzen Nacken nicht beugen und wenngleich er nur unter dem Namen „der schwarze Bettler“ bekannt war, so empfand man doch eine gewisse Ehrfurcht vor ihm. Er sprach wenig, forderte nie ein Almosen, sondern streckte stumm seine Hand hin. Statt eines Dankes verbeugte er sich ernst. Nur wenn ein schönes Mädchen ihm eine Gabe reichte, lächelte er und drückte die Hand auf's Herz. Der Sage nach sollte er ein König der Wilden gewesen sein, den der Kaiser selbst gefangen genommen habe. Der Bettler stand so nahe, daß er das Gespräch der beiden Freunde hören konnte. Es berührte ihn sichtlich unangenehm, daß der Nel-

tere den Jünger den in listiger Weise ausforschte. Derselbe gestand, daß er arm sei, keinen anderen Namen als Xavier und keine Familie habe.

Carral lachte bei diesen Geständnissen des jungen Mannes boshaft und bedauerte, daß sich die Kirchthüre gerade öffnete und ihre Unterhaltung abbrach. Der schwarze Bettler streckte seine Hand aus und erhielt viel Almosen, denn er schien bekannt zu sein, was auch für einen Bettler von Wichtigkeit ist. Ein Strahl der Freude zog über Xavier's Gesicht. Eine junge, wundervolle Dame, die eben aus der Kirche trat, erregte diese freudige Aufwallung; sie sandte ihm einen flüchtigen, aber vielsagenden Blick zu und reichte dann dem Bettler eine Gabe.

Dieser Blick war Carral nicht entgangen und entlockte ihm den Ausruf: „Sie liebt ihn!“ — Einen weiteren Blick konnte das Fräulein nicht wagen, denn ihre steife Gesellschaftsdame folgte ihr auf dem Fuße. In diesem Augenblick begann es zu regnen. Auf der andern Seite des Platzes zeigte sich ein Fialer. Die Gesellschaftsdame durchschritt den Platz, um denselben herbeizuholen. Zu gleicher Zeit trat Carral von dem Balkon zurück und da sich außer dem schwarzen Meger sonst Niemand mehr auf dem Platze befand, so rief Xavier leise: „Helene!“ — Sie erhob darauf die Augen und lispelte erfreut: „Ich erwarte Sie heute Abend!“

Er hatte sie nicht verstanden, die Kutsche näherte sich in diesem Augenblick, er konnte also auch nicht mehr fragen und rief nach Entfernung des Wagens betrübt: „Was hat sie wohl gesagt?“ — Der Bettler hatte es gehört und sagte: „Ich erwarte Sie heute Abend!“ Glücklich über diese Einladung, dankte er dem Schwarzen herzlich und nun trat Carral wieder zu ihm, dem er nun mittheilte, daß er den Abend nicht in seiner Gesellschaft zubringen könne, denn er erinnere sich eben erst, daß er eingeladen worden sei. Der schlaue Carral erklärte darauf, daß er wohl wisse, wo er hingehé, daß es aber sehr kühn, wenn nicht närrisch von ihm sei, sich um ein Mädchen zu bewerben, das so weit über ihm stehe. Xavier's Stirn umdüsterte sich plötzlich wieder, er seufzte schwermüthig: „Wenn ich nur reich oder von Adel wäre!“

„Das würde Sie wenig helfen, Freund“, entgegnete Carral ernst darauf, „denn Sie haben einen mächtigen, rachsüchtigen Feind, der Ihnen nie vergibt, daß Sie Helene lieben. Daß dem so ist, versichere ich Sie, kann Ihnen aber nichts weiter sagen.“

Xavier sagte bitter darauf: „Ich kann kaum begreifen, Carral, daß ich einen solchen Feind haben soll, während ich wissenschaftlich noch nie einen Menschen beleidigte. Sie sind mein Freund, Carral und damit Sie mir erfolgreich dienen können, müssen Sie mich und meine Verhältnisse genau kennen lernen. Ich bin nicht allein eine Waise, sondern habe nie einen Vater, nie eine Mutter gekannt. Während meiner Kinderjahre wurde Kost- und Schulgeld durch die Post bezahlt und seither erhalte ich jeden Monat 300 Franken auf geheimnisvolle Art, die ich längst nicht mehr angenommen hätte, wenn meine unsinnige Liebe zu Helene nicht wäre. Ich wollte lieber arbeiten, als ein Almosen annehmen, von dem man nicht einmal weiß, woher es kommt und das in den ersten Tagen des Monats regelmäßig vor meiner Thüre liegt. Ich habe schon viele Nächte durchwacht, um dem Bringer auf die Spur zu kommen, allein stets vergebens; er scheint wie ein Geist zu kommen und zu gehen.“

Carral schüttelte halb ungläubig den Kopf, erklärte es aber für Unsinn, diese Gabe zurückweisen zu wollen, dazu sei es in 10 bis 15 Jahren, wenn er als berühmter Advokat Geld genug verdiene, immer noch Zeit.“

Xavier war im besten Zuge, seinem listigen Freunde die innersten Falten seines Herzens zu enthüllen; zwei wilde Pferde liefen mit einem Wagen auf das Haus zu und hielten vor demselben. Es war ihm leichter, daß er sich selbst unterbrechen konnte. Carral blickte scharf auf den Wagen hinab und erkannte, trotz der schon theilweise eingetretenen Dämmerung, auf dem Kutschenschlage das Wappen der Gräfin von Rumbrye. Eine Dame sprang aus dem Wagen, schritt auf das Haus zu und preßte ihm den schneidend Ruf aus: „Ach, es gilt mir!“ — Xavier vermutete ein verliebtes Abenteuer und entfernte sich schnell.

Mit dem Eintritt der Dame verwandelte sich das anmaßende Wesen Carral's plötzlich in die tiefste Unterwürfigkeit; er war offenbar ihr Sklave.

Zweites Kapitel.
Der Charakter, das wahre Leben und Wesen des Herrn von Carral und die Creolin.

Die bei Herrn von Carral eingetretene Dame hatte einen wundervollen Körperbau, ihr Gesicht war hübsch, wenngleich es nicht mehr die Frische der Jugend trug, alle ihre Bewegungen waren reizend nachlässig und weich, und verriethen die Creolin, hinter deren Trägheit eine außerordentliche Thatkraft glühte, sowie ihre Leidenschaften entflammt waren. Diese Creolin hatte mit ihren heimathlichen Reizen noch die Grazie der Pariserin verbunden und war des Erfolgs so ziemlich sicher, wenn sie siegen wollte. Herr von Carral frug unterthänig nach den Befehlen seiner Gebieterin. Sie entgegnete boshaft, ob sich der Mulatte wirklich noch seiner Gebieterin erinnere? Carral antwortete nicht, sondern rückte einen Sessel und einen Schemel herbei, in welchem es sich die Dame so bequem wie zu Hause mache. Sie hielt ihm nun vor, wie er es habe wagen können, auf zwei ihrer Briefe nicht zu antworten. Er antwortete, daß er dies nicht gewagt, dagegen ihre Befehle pünktlich vollzogen habe. Ihr Gesicht erheiterte sich, ihre Stimme wurde einschmeichelnd und forderte ihn auf, zu sagen, was er gethan habe. Er erzählte nun, daß er die Freundschaft Xavier's gewonnen habe, daß er seit einem Monat ein Zimmer mit ihm bewohne und alle seine Geheimnisse Kenne. Plötzlich senkte sich seine Stimme, er erklärte, daß Xavier ihn aufrichtig liebe und daß sie deshalb Mitleiden mit ihm haben möge, denn er sei noch so jung und so brav. „Egender Jonquille, armesliger Sklave!“ rief die Dame und stampfte mit den Füßen. „Ein halbvollzogener Befehl ist eine Gefahr.“ „Ich widerseze mich Ihrem Befehle nicht“, antwortete Carral, „denn mein thörichter Stolz, der mich einen falschen Namen annehmen ließ, macht mich zum elenden Sklaven. Sie wußten das und munterten mich deshalb auf, meine früheren Verhältnisse zu verläugnen, um ein willenloses Werkzeug für Ihre Plane zu haben.“ „Du bist heute sehr langweilig, Jonquille“, sagte die Dame kalt.

„Jonquille? Hüten Sie sich vor diesem Namen, denn, sowie ich ihn wieder annehme, haben Sie alle Gewalt über mich verloren. Ich liebe Xavier und will ihn nicht verderben. Fordern Sie nichts Unmögliches von mir, sonst könnte ich mich empören.“

„Unverschämter!“ schrie die Dame zornig, „Du wagst Widerspruch? — Feiger Mulatte, der Du mit den weißen Männern nur ihre armselige Eitelkeit gemein hast, Du kannst mir nicht entrinnen, denn wenn Du ferneren Widerspruch wagst, so soll die ganze Welt erfahren, daß Du Deine schmähliche Geburt unter einem falschen Namen verbargst; die ganze Gesellschaft wird Dich als Betrüger ausschließen, mit Füßen treten.“

Während er sich mit der Hand vor die Stirne schlug und laut jammerte: „O, ich Unglücklicher!“ vollendete sie das Bild mit beredten Worten, welches er darstellen werde, sowie er zu sprechen beginne und schmetterte ihn mit ihren Drohungen so darnieder, daß er mit seiner alten Unterwürfigkeit „seine gute Gebieterin“ um Verzeihung bat und daran die Versicherung knüpfte, daß er es künftig nie mehr wagen werde, ihr zu widersprechen oder sich ihren Befehlen zu widersezzen. Die Dame verzich ihrem Sklaven „seiner Dummheit wegen“ großmuthig und ließ sich die Geschichte Xavier's von ihm erzählen. Er folgte diesem Befehle willenlos und wisch kein Haar breit von der Wahrheit ab. Sie schenkte seinen Worten ihre ganze Aufmerksamkeit. Endlich schwieg er. Sie dachte einige Minuten über das Gehörte nach und sagte dann:

„Das, was Du mir da mitgetheilt hast, Jonquille, hat größeren Werth für mich, als Du vielleicht glaubst. Er ist also ein Bastard; gut, das vermutete ich, er erhält jeden Monat dreihundert Franken, ohne daß er weiß, woher. Daran muß ich ihn fassen und wenn er sich über deren Erwerb nicht ausweisen kann, so sitzt er fest.“

Sie schwieg wieder, wandte sich dann plötzlich an Garral und sagte: „Warum meint Ihr, daß Xavier um jeden Preis entfernt werden müsse?“

„Ich habe mich nie darum gekümmert“, entgegnete Garral kalt.

„Einfach deshalb“, erklärte sie, „weil er Helene von Rumb-

rye liebt, sie, die Erbin einer Jahresrente von fünfhunderttausend Franken, welche meinem Sohne nicht entgehen darf. Es hat allen Anschein, daß sie den jungen Mann wieder liebt, somit habe ich in ihm einen gefährlichen Stein des Anstoßes zu befürchten. Durch die gewöhnlichen Mittel kann er nicht entfernt werden, denn der Graf von Rumbrye, den er während der hundert Tage rettete und der ihn seither wie einen Sohn liebt, würde ihn um jeden Preis halten und könnten Gewaltmaßregeln leicht die Gluth in dem Herzen des Fräuleins von Rumbrye zur Flamme ansachen, am Ende gar ihre Ehre auf's Spiel setzen, weshalb sie vermieden werden müssen. Um rasch zum Ziele zu kommen, habe ich meinen früheren Plan aufgegeben und empfehle Euch dagegen folgenden, den Ihr genau befolgen müßt und gegen den Eure gute Seele gewiß nichts einzuwenden hat. Ein einziger Abend soll hinreichen, Xavier zu verderben.

Drittes Kapitel.

Wie der schwarze Bettler Xavier zu retten sucht, und eine wichtige Entdeckung.

Frau von Rumbrye — dies war nämlich die Dame, welche Carral besuchte — winkte ihm, sich ihr mehr zu nähern und theilte ihm einen Plan mit, der eben so sehr von ihrem bösen Herzen, als ihrem scharfen Verstand zeugte. Carral, dessen schlaue Natur mit der seiner „guten Gebieterin“ übereinstimmte, horchte ihren Gedanken mit der größten Aufmerksamkeit und konnte sich verschiedener Zeichen des lebhaftesten Beifalls nicht erwehren. Diese Frau war unvergleichlich in ihrer Art.

Mit dem Verhallen des letzten Wortes der Frau von Rumbrye wich Carral's Begeisterung; er bewunderte den Verstand und Scharfsinn derselben, aber er fuhr erschrocken zurück, denn er war noch nicht so verdorben, daß er den Jungen mit kaltem Herzen seinem Untergang entgegenführen konnte. Sie schien auf Antwort zu warten; als er schwieg, fragte sie ihn um seine Meinung; er sagte:

„Wenn es sein kann, erfülle ich gerne Eure Befehle; mit einer so elenden Verrätherei kann ich aber nichts zu thun haben, ich werde Euch nicht darin unterstützen.“

„Mich unterstützen, Jonquille?“ fragte lachend die Gräfin.

„Ich verlange Deine Unterstützung gar nicht, denn ich will nichts weiter von dieser Sache, Du hast meinen Plan ganz allein auszuführen.“

Empört über dieses Ansinnen fuhr Jonquille wild auf und erklärte, daß er sich so sehr nicht erniedrige, wie sie glaube; er versage ihr seinen Beistand, obgleich er überzeugt sei, daß sie ihm alles nur denkbare Ueble zufüge.

Die Gräfin erhob sich ruhig, ordnete ihren Shawl vor dem Spiegel und sagte kalt: „Dieser arme Narr fällt mir zur Last, deshalb muß ich ihn entfernen und mich nach einem andern Sachwalter umsehen.“ — Sie wandte sich nun wieder an Carral und sagte zu ihm: „Ich lade Sie auf heute in unser Haus ein, Herr von Carral, es wird sich ein kleiner Kreis von Freunden bei uns versammeln.“ Carral gab keine Antwort hierauf, weshalb sie nach einer kurzen Pause fortfuhr: „Sie unterhalten sich gewiß gut, Herr von Carral, wenn Sie kommen, denn ich werde meinen Gästen die interessante Geschichte des Mulatten Jonquille erzählen.“ Wie von einer Schlange gebissen, fuhr Carral auf und rief: „Thun Sie das nicht! Gnade, gute Gebieterin!“ Mit diesen Worten warf er sich vor ihr auf die Kniee, allein sie würdigte ihn keiner Antwort, sondern schritt langsam der Thüre zu und verschwand. Der Mulatte erhob sich langsam und sandte ihr die Blicke eines Tigers nach. Dieses Weib hatte ihn schon lange so furchtbar tyrannisiert, daß man ihm sein Rachegefühl verzeihen kann.

Mit dem Heraustreten der Gräfin aus dem Hause kam der Bettler auf sie zu und streckte ihr seine Hand entgegen. Sie wandte sich voll Abscheu von ihm ab und sagte: „Dieser abscheuliche Schwarze kommt mir überall in den Weg.“ Derselbe ließ sich aber nicht abschrecken, sondern folgte ihr bis zum Wagen, in welchen er einen forschenden Blick warf. Erzürnt darüber, zog sie rasch den Vorhang vor, in demselben Augenblick fiel aber ein Strahl der nahen Lampe auf ihr Gesicht, so daß der Schwarze sie erkennen konnte. Sie rief ihm zornig zu: „Fort, ich gebe nie einem Neger etwas!“ „Greolin!“ entgegnete der Bettler bitter, überhörte dabei aber nicht, daß sie dem Kutscher zuriß: „In's Hotel zurück!“ — Der Wagen flog rasch dahin, der Bettler blieb aber noch einige Minuten stehen, indem er gedankenvoll vor

sich hin sagte: „Sie ist eine Creolin, das steht fest und ihr so ähnlich, daß ich sie wieder sehen muß. Gott, wenn sie es wäre!“ — Er wollte sich entfernen und bemerkte jetzt erst, daß die Dame ein feines Taschentuch verloren hatte, welches er aufhob und in einer Ecke die Buchstaben F. A. eingenäht fand. Er war noch mehr überzeugt, daß er die Frau gefunden habe, welche er seit zwanzig Jahren suchte, denn F. A. waren die Anfangsbuchstaben ihres Namens.

Der Neger ging langsam einer engen Straße zu und suchte seine Wohnung in einem engen Dachstübchen auf. Dasselbe enthielt nur ein schlechtes Bett und einen Koffer; neben dem kleinen Fenster aber hingen als Trophäen zwei goldene Hauptmanns-Epauletten, ein Soldatenhut, zwei Pistolen und ein reicher Degen. Der Bettler legte den Ertrag seiner heutigen Arbeit zu seinen übrigen nicht unbedeutenden Ersparnissen in den Koffer, setzte sich dann auf sein Bett und dachte mit Rührung an die Erlebnisse dieses Tages. Mit schmerzlich bewegten Zügen ließ er sich zuletzt vor der Trophäe auf die Kniee nieder, küßte die Epauletten, ließ zwei glühend heiße Thränen auf dieselben fallen und sagte: „Guter Gebieter mein, sieh' gnädig auf mich herab, denn bald wird es mir möglich sein, Deinen letzten Willen zu erfüllen.“

Biertes Kapitel.

Die Freuden des Balls und die Geschichte des Mülatten Tonquille.

Während dies in der kleinen Wohnung des Bettlers vorging, wollen wir einen Besuch in dem Hôtel des Grafen von Umbrye machen. Mitten unter Palästen war er der stattlichste. Prachtvolle Marmortreppen führten zu dem ersten Stock; sie waren an diesem Abend durch zahlreiche Flammen beleuchtet, denn die Gräfin erwartete Gäste. Viele Schaulustige sammelten sich vor dem Portale an, um die Herrschaften anzufahren zu sehen. Erst nach 10 Uhr begannen sich die Säle zu füllen. Es war an diesem Tage blos eine Soiré, kein großer Ball, für jüngere Gäste bildete das Tanzen aber doch das hauptsächlichste Vergnügen. Es waren sehr viele Personen geladen, denn die Wirthin sah gern viel Gäste um sich und fühlte sich nicht behaglich in halb

gesäumten Sälen. Die Versammlung war außerordentlich glänzend und wer einen Blick über dieselbe warf, wurde geblendet, sah in ein Meer von Gold und Edelsteinen.

Um halb elf Uhr begann das Orchester zu spielen. Den Grafen berührte es unangenehm, daß seine Gemahlin, welche er nicht mehr liebte, seitdem er ihr viele Fehler hatte verzeihen müssen, immer noch nicht erschien. Seine Tochter aus erster Ehe, welche wir bereits kennen, vertrat die Stelle derselben auf würdige Weise. Er liebte diese Tochter außerordentlich und dankte Gott täglich, daß er seine zweite Ehe nicht mit Kindern gesegnet hatte. Trotz dieser Verwürfnisse hatte der edle Graf es verschmäht, die Welt einen Blick in sein häusliches Unglück werfen zu lassen. Er betrug sich zwar kalt, aber immer artig gegen seine Gemahlin. Seit langer Zeit hatte sie sich gehütet, der Welt ein Vergerniß zu geben, die frühere Geschlechtsliebe hatte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit auf ihren einzigen Sohn aus erster Ehe geworfen, gerade wie ihr Gemahl nur seine Tochter Helene und außer derselben vielleicht Niemand als den König und Xavier liebte. Und dieser und Helene liebten sich wieder, wie wir bereits gesehen haben. Diese beiden jungen Leute waren liebenswürdig und liebten sich mit aller Glut jugendlicher Herzen, ehe sie es selbst wußten.

Der schlauen Gräfin war diese Liebe nicht entgangen. Sie kam ihr sehr ungelegen, denn sie wollte ihren geistlosen und armen Sohn mit der schönen und reichen Helene vermählen. Um dieses Ziel leichter zu erreichen, hatte sie wiederholt versucht, die Liebe und das Vertrauen ihrer Stieftochter durch feine List zu erwerben, diese Versuche waren aber stets an dem gesunden Sinne des Mädchens, welches ahnte, was dieses Weib an ihrem Vater verschuldet, gescheitert, ohne daß Helene sich je unfreundlich oder schroff gezeigt hätte. Gleichwohl stand die Gräfin nicht von ihrem Plane ab, sie wollte denselben in's Werk setzen, selbst auf die Gefahr, über einen Leichnam hinschreiten zu müssen. Xavier erschien ihr mit jedem Tage gefährlicher, denn mit List hatte sie einst aus ihrem Gemahl das Geständniß herauszubringen gewußt, daß Xavier ihm voraussichtlich einst sehr nahe stehen werde.

So zärtlich die Gräfin ihren Sohn liebte, so wußte sie

doch, daß er sich namentlich in geistiger Beziehung nicht mit Xavier messen könnte, obschon zugegeben werden mußte, daß er ein hübscher Junge war, stets nach der neuesten Mode gekleidet und ein Dandy im vollen Sinne des Worts, der nichts weiter gelernt hatte, als seinem Vergnügen und seinen Liebhabereien nachzugehen und Geld zu vergeuden. Er hatte nichts gegen die Plane seiner Mutter einzubwenden und dachte nicht entfernt daran, daß dieselben scheitern könnten, wenngleich die ganze Welt wußte, daß sich der Graf durchaus nichts aus seinem Stieffsohn Alfred Lefebvre des Vallées mache und er denselben nie als eigentliches Familienmitglied betrachtete. Ueberdies war bekannt, daß Helene den Ausschlag geben mußte, denn der Graf liebte sie so sehr, daß er ihr gegen ihren Willen gewiß nie einen Mann aufgedrungen haben würde. Und ihren Stiefbruder mochte sie nicht leiden, sie würdigte ihn nie eines freundlichen Blickes, so finnreich er auch in Herstellung einer übertriebenen Toilette war. Es ist dies eine natürliche Erscheinung, denn Mädchen von Geist können nie Zierpuppen von Männern lieben, die nichts gelernt haben, als sich einnähmen zu lassen. Wäre ihm seine Mutter nicht mit thörichter Affenzärtlichkeit zugethan gewesen, so hätte dieser wichtige Faktor in ihrer Berechnung bestimmt nicht gefehlt und sie würde ihrem Sohne eine andere Erziehung gegeben haben. Sie glaubte, eine Heirath zwischen demselben und Helene leicht zu Stande bringen zu können, wenn nur Xavier unschädlich gemacht sei; deshalb erhielt Carral von ihr den Auftrag, ihn Schritt für Schritt zu einem liederlichen Menschen oder gar zu einem Verbrecher zu machen, wodurch er natürlich auf immer von dem Grafen und Helene getrennt worden wäre. Sie wußte ganz gut, daß die Vornehmen den unter ihnen Geduldeten keinen Fehltritt verzeihen, sondern ihn ohne Schonung ausstoßen, während sie unter sich nicht so scrupulös sind. Endlich trat die Gräfin in den Ballsaal; ihr Gemahl ging ihr entgegen und grüßte sie höflich, jedoch nicht ohne einen finsternen Blick. Er unterhielt sich darauf wieder mit Xavier, während ihr Auge den ganzen Saal durchstreifte und Carral vergebens suchte. Sie näherte sich ihrem Sohne und frug ihn, ob er Herrn von Carral noch nicht gesehen hatte. Er verneinte und frug sie, wie ihr seine Weste und andere

Nichtswürdigkeiten gefallen. Sie schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, worüber er sich nicht wenig verwunderte. Er ging, um Carral zu suchen.

Unterdeß hatte ein Contretanz begonnen. Helene und Xavier stellten sich möglichst weit von der Gräfin auf und unterhielten sich über anscheinend gleichgiltige Dinge, die aber zwischen Liebenden doch von hoher Bedeutung sind; — sie redeten eine Sprache, welche nur Liebende kennen und verstehen. Erst gegen den Schluß fiel es Helene ein, daß sie Wichtiges mit Xavier zu sprechen habe. Sie warf einen scheuen Blick auf ihre Umgebung, die ihr nicht verdächtig erschien, weshalb sie zu ihm sagte: „Es ist vielleicht ein Unrecht, daß ich Sie beunruhige, ohne einen sichern Grund dazu zu haben; allein ich muß Sie bitten, gegen eine Ihnen übel wollende Person auf der Hut zu sein.“

„Merkwürdig, daß gerade ich einen gefährlichen Feind haben soll“, sagte Xavier; „Herr von Carral hat mir heute dasselbe gesagt, war jedoch nicht zu bewegen, mir den Namen desselben zu nennen.“

„Herr von Carral?“ frug Helene mit besonderer Aufmerksamkeit. „Nun, wenn derselbe es nicht wagte, so will ich Ihnen Ihren Feind nennen: „Trauen Sie der Frau von Rumbrye nicht.“

Kaum hatte sie dies gesagt, als die Gräfin Rumbrye freundlich zu ihr trat und sie darauf aufmerksam machte, daß sie die letzte Figur nicht versäumen möchte. Sie traten zum Tanze an. Xavier hielt das Gehörte für unmöglich. Die Gräfin aber sah sich durchschaut, verrathen, sie mußte jetzt auf ihren Plan verzichten, oder Xavier rasch verderben. Sie wollte das Letztere und war sehr ungehalten, daß sich Carral an diesem Tage nicht zeigte. Sie erbebte bei dem Gedanken, daß er den Muth haben könnte, sich von ihr frei zu machen.

Nach Beendigung des Tanzes führte Xavier seine Tänzerin auf ihren Platz zurück und stellte sich derart in einer Ecke auf, daß er sie leicht beobachten konnte. Helene wurde von ihrem Stiefbruder Alfred in Anspruch genommen, der sie auf Ehre versicherte, daß seine Weste den besten Schnitt habe und ihr mit ähnlichen Albernheiten noch lange zusegte.

Gegen 2 Uhr trat Carral schüchtern und niedergeschla-

gen in den Saal und atmete erst wieder frei auf, als er aus dem Entgegenkommen seiner Freunde wahrnahm, daß noch nichts verrathen sei. Die Gräfin, um welche sich schon ein großer Kreis gebildet hatte, bemerkte ihn sogleich. Ihre Schmeichler erhoben ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit bis in den Himmel, deshalb war sie gerade an diesem Tage ungewöhnlich heiter.

Endlich meldete ein Diener, daß die Abendmahlzeit aufgetragen sei. Sie nahm Xavier's Arm, um sich von ihm in den Speisesaal führen zu lassen. In der Nähe von Carral sagte sie zu Xavier: „Kennen Sie nicht die Geschichte eines gewissen Jonquille?“

„Jonquille? ich habe diesen seltsamen Namen noch nie gehört“, entgegnete Xavier.

„Er ist unter den Mulatten sehr gewöhnlich“, fuhr die Gräfin fort. „Grinnern Sie mich nach Tisch daran, die Geschichte Jonquille's vorzutragen, sie ist sehr interessant und wird der Gesellschaft Vergnügen gewähren.“

Xavier verbeugte sich schweigend, Carral aber fühlte einen stechenden Schmerz in seinem Herzen; er wußte nicht, sollte er gehen oder bleiben. Er wußte, daß sie ihn gesehen hatte und wollte ihm absichtlich höllische Qualen bereiten. Nacheschnaubend setzte er sich endlich zu Tisch, hoffend, daß auch seine Stunde einmal kommen werde. Herr Alfred Lefebvre, der weit mehr aß, als ein halbes Dutzend der andern Gäste, sah ihn zuerst und versicherte seine Mutter auf Ehre, daß Carral, welchen er den ganzen Abend gesucht habe, jetzt da sei. Er grüßte schweigend, worauf sie unbefangen sagte: „Endlich! Sie sahen sehr leidend aus, Herr von Carral.“

„Ich fühle mich unwohl“, sagte er mit tonloser Stimme, worauf Alfred Lefebvre auf Ehre versicherte, daß er einem dem Grabe Entstiegenen gleiche. Mit bitterem Hohne erklärte sie, man möchte für ihn einen Sessel neben dem ihrigen setzen, denn man sei Kranken dieselben Rücksichten schuldig, wie Damen. Carral nahm schweigend neben ihr Platz. Nach beendigter Mahlzeit erinnerte Xavier die Gräfin daran, daß sie die Geschichte eines gewissen Jonquille zu erzählen versprochen habe. Mit einem Blick auf Carral erklärte sie, daß sie mit „Erzählung der Geschichte des Mulatten Jonquille“ nicht länger zögern wolle.

Mit herzdurchschneidender Stimme flüsterte ihr Carral zu: „Ich bitte um Gotteswillen, schweigen Sie!“

Die Gräfin nahm nicht die geringste Notiz davon, sondern fuhr fort: „Der Mulatte Jonquille lebte früher in San Domingo, seine Mutter, eine Negerin, hieß Pasiphaë, war an einen weißen Bedienten verheirathet — —“. Carral unterbrach sie abermals, indem er ihr zuflüsterte:

„Bernichten Sie mich nicht, gnädige Frau, ich will Alles thun, was Sie wollen — ich will ihn tödten — ich — —“

Ein Blick von ihr stoppte ihm den Mund, der Bund zwischen ihnen war auf's Neue geschlossen, ohne daß es jemand bemerkte hatte, denn sie fuhr fort, Carral's Geschichte mit allen Einzelheiten zu erzählen, nur nannte sie statt seines Namens einen andern. Zum Schluß sagte sie, daß sie den wahren Namen dieses Menschen, der allen Anwesenden näher bekannt sei, vorerst nicht nennen wolle, es dürfte aber leicht der Fall sein, daß sie später weniger rücksichtsvoll wäre.

„Ich gäbe auf Ehrenwort 50 Louisd'or“, sagte Herr Alfred Lefebvre, „wenn ich den Namen dieses elenden Menschen erfahren könnte!“

Carral war der Erste, welcher über den Wicht von so niederer Abkunft loszog, der es wage, sich in so ehrenwerthe Gesellschaft einzuschleichen. Die Tafel ging zu Ende. Gräfin Umbrye nahm Carral am Arme und flüsterte ihm zu: „Aus Dank, daß ich Euch für Euren Eigentinn nicht strafe, werdet Ihr hoffentlich künftig Alles thun, was ich von Euch verlange.“

„Gebietet über mich“, antwortete er „und ich werde Euch stets blindlings gehorchen.“

„Gut“, fuhr sie fort. „Kennt Ihr nicht einige der verrufenen Spielhäuser hier?“ Da er zustimmend nickte, fuhr sie fort: „führt Xavier in das verrufenste, sorgt dafür, daß er in die Hände der Polizei fällt und verurtheilt wird.“

Carral versprach dies und hoffte, seinen jungen Freund schon am nächsten Tage so weit zu bringen, daß er ihm überall hin folge. Unterdessen hatte der Tanz wieder begonnen, Xavier und Helene hatten sich abermals gefunden, sie unterhielten sich bei jeder Pause angelegtlich miteinander, weshalb sie zu Carral sagten: „Seht auf Euren jungen

Freund und Ihr werdet Euch überzeugen, daß wir eilen müssen, wenn wir nicht zu spät kommen sollen.“ Carral nickte bestimmend und trennte sich von der Gräfin.

Graf Rumbrye hatte seine Gemahlin und Carral, den er stets für einen zweideutigen Menschen hielt, genau beobachtet und gefunden, daß sie ein Geheimniß miteinander hatten; er sagte sich selbst, daß ein Tag der Schmach und des Unglücks diese Frau unter das Dach der Rumbrye's geführt habe.

Fünftes Kapitel.

Die Jugendjahre der nunmehrigen Gräfin von Rumbrye und ihre Verhältnisse zu Carral.

Im Jahre 1792 lebte in der Capstadt auf San Domingo Florence Angèle des Vallées, ein sechzehnjähriges, ebenso schönes als reiches Mädchen. Sie besaß wenigstens zehn Millionen Livres. Jedermann sprach mit Liebe und Achtung von ihr. Ihr Vormund war ein streng rechtlicher und ernster Mann, der auf ein geregeltes Leben hielt und seiner Pflegetochter keinerlei Freiheit oder Vergnügen gestattete. Dieser Mann hieß Duvivier und besaß ein ausgedehntes Handelsgeschäft. Um diese Zeit besetzte er die erste Buchhaltersstelle in seinem Geschäft mit einem kalten, berechnenden, zähnen Engländer, der ganz im Stillen Florence den Hof machte und sie in kurzer Zeit total umwandelte. Seither war sie zufrieden, ergeben, geduldig, anspruchslos, plötzlich zeigte sie sich aufbrausend, jähzornig, hinterlistig, sie hinterging ihren Vormund, wo sie konnte. Der Engländer hatte seine kalte, egoistische, fittliche Verdorbenheit auf sie übertragen und sie mit Nezen umstrickt, denen sie sich nicht mehr entziehen konnte, noch wollte, zumal in ihrem Herzen bald jeder Funke von Schaam und Tugend erstickt war. Der Engländer betrachtete sich schon im Besitz der reichsten Erbin der ganzen Insel.

Sklavenaufstände drohten die Verhältnisse von San Domingo gewaltsam umzustürzen. Die Regierung rief das Mutterland und die benachbarten Colonien um Hilfe an. Von Guadeloupe kam eine Infanterie-Abtheilung unter dem Lieutenant Lefebvre. Dieser Offizier hielt die Rebellen durch seine Tapferkeit einige Zeit im Zaume. Sein schwarzer

Diener Neptun, dem er schon früher die Freiheit geschenkt hatte, hing mit schwärmerischer Treue an ihm und verließ ihn in keiner Gefahr.

Die Engländer theilten Geld und Branntwein unter die Schwarzen aus und ermunterten sie zum Aufstand. Auch der Buchhalter des Herrn Duvivier gehörte zu den Verräthern, weshalb derselbe gewaltsam eingeschifft und auf eine benachbarte englische Colonie gebracht wurde. Er durfte Gott danken, mit dem Leben davon gekommen zu sein.

Florence Angèle brach in Wuth und Schmerz aus, als sie die Verbannung ihres Geliebten erfuhr, und gestand, daß sie die Frucht von der Liebe dieses Mannes unter ihrem Herzen trage. Sie verließ sogleich das Haus ihres Wormunds und war sich von jetzt an selbst überlassen. Reich wie sie war, folgte sie allen Neigungen ihres verdorbenen Herzens und war bald der Gegenstand allgemeiner Verachtung. Der Engländer war bald vergessen oder eigentlich durch andere Abenteurer ersetzt, mit denen sie ihr lasterhaftes Leben fortsetzte. Bier Monate später gab sie einem kräftigen Knaben das Leben, der in der Taufe den Namen Alfred erhielt, dessen Geburt aber kaum im Stande war, ihr lasterhaftes Leben auf kurze Zeit zu unterbrechen. Trotzdem wurde das in der That wunderschöne Weib von einem treuen, redlichen Herzen aufrichtig geliebt.

Es waren nämlich französische Truppen unter General Leclerc auf der Insel gelandet; derselbe erhob den verdienten Lieutenant Lefebvre sofort zum Hauptmann. Diese Anerkennung verdoppelte seinen Eifer. Er durchzog mit seinem Neger Neptun nächtlicher Weile die ganze Insel, theils um die Stellung der Neger, theils um ihre Pläne kennen zu lernen. Auf diesen nächtlichen Zügen hätte er wohl zehnmal das Leben verloren, wenn ihn sein treuer Diener nicht immer wieder gerettet hätte. Sein Herr hatte ihm die Freiheit geschenkt und von dort an war er erst recht sein Sklave geworden. Einen Befehl seines Herrn nicht auszuführen, hätte er für ein schweres Verbrechen gehalten. Bei dieser blinden Ergebenheit bildete er sich nicht wenig darauf ein, ein freier Mann zu sein. Der Hauptmann liebte aber seinen Diener kaum weniger, er schenkte ihm unbedingtes Vertrauen und wäre, hätte er ihn in Gefahr er-

blickt, jeden Augenblick bereit gewesen, sein Leben für ihn einzusezen. Trotz dieses Vertrauens verbarg er Neptun, daß er Florence des Valleses liebe. Er begab sich nur zur Nachtzeit zu ihr und verbot seinem Neger, ihm auf diesem Gange zu folgen. So wenig Ruhe er auch fand, wenn sein Herr abwesend war, so hätte er es doch nicht gewagt, sich seinem Befehle zu widersetzen.

Der Hauptmann Lefebvre war vielleicht der einzige Mann in der Capstadt, welcher das lasterhafte Leben dieses Weibes nicht kannte; er hielt sie für gut und rein. Sie verstand es aber auch, sich in einen Heiligenchein zu kleiden, bis er sich zu einer heimlichen Ehe mit ihr verstand.

Sie verschwieg ihrem nunmehrigen Gemahl das Vorhandensein ihres ersten Kindes; als sie fühlte, daß sie zum zweitenmale Mutter werden würde, verehrte sie ihr Gemahl nur noch mehr. Florence dagegen wurde verstimmt, denn ihre Liebeslaune war vorüber und die Sehnsucht nach ihrem abwesenden ersten Kinde erwachte. Sie gab einem zweiten Knaben das Leben, als der Bürgerkrieg mit seiner ganzen Gewalt ausloderte. Die aufrührerischen Neger gewannen mehr und mehr die Oberhand, in der Capstadt selbst herrschte gänzliche Gesetzlosigkeit. Hauptmann Lefebvre konnte daher für sein Kind nichts thun, als die legale Geburt und Taufe durch einen Geistlichen bestätigen zu lassen; drei Zeugen bescheinigten diese Urkunde, dieselben waren: ein Diener seiner Gattin, ein Mulatte Namens Jonquille und ein Geistlicher. Der Hauptmann nahm diesen Geburtschein zu sich und sandte das Kind auf eine neutrale Pflanzung außerhalb der Stadt. Der Hauptmann selbst mußte in's Feld und erhielt einige Tage später einen Brief folgenden Inhalts von seiner Gattin:

„Da ich Sie, mein Herr, zu unserem Unglück nicht liebte, wie ich Sie zu lieben glaubte, so werden wir uns nie mehr sehen. Ich besaß schon einen Sohn, ehe ich mich mit Ihnen verband, den ich als Kind des einzigen Mannes, den ich liebte, sehr liebe; ich nehme ihn mit und lasse Ihnen dagegen Ihren Sohn. Unsern Trauschein werde ich bei Handen behalten, denn er kann meinem Sohne nützlich werden; der Ihrige hat nur Sie nöthig. Leben Sie wohl! Folgen Sie mir nicht, es wäre vergebens, denn ich behalte einen Mann nur solange, als er mir gefällt und kann meine Natur nicht ändern. Florence Angèle.“

Der sonst so starke Hauptmann wurde durch dieses Schreiben fast wahnsinnig. Anfangs wollte er dem elenden, schamlosen Weibe nachheilen, um sich zu rächen, sowie sich aber die erste Aufwallung gelegt hatte, fühlte er eine so tiefe Verachtung gegen Florence, daß er nichts mehr von ihr wissen wollte. Uebrigens war sein Leben gebrochen, er hatte auf dieses Weib seine ganze Zukunft gebaut und nun war ihm dieselbe unter seinen Händen zerronnen. Hätte er nicht einen Sohn gehabt, so wäre er freiwillig gestorben.

Einige Tage nach Empfang des Briefes von seiner Gattin wurde seine Compagnie an den Ufern des großen Flusses von den Negern angegriffen, er kämpfte mit bekannter Tapferkeit und wollte sich eben auf den weichenden Feind werfen, als eine feindliche Kugel ihn niederwarf; sein treuer Neptun fing ihn in seinen Armen auf. Mit Schmerzen gedachte er seines Kindes, das nun der letzten Stütze beraubt war.

Nachdem Frau Florence Angèle Lefebvre des Vallées den Abschiedsbrief an ihren Gatten geschrieben und abgesandt hatte, packte sie ihre Kostbarkeiten und ihr Geld — zusammen einen hübschen Werth — zusammen und reiste nach London ab. Französische Zeitungen meldeten ihr zu ihrer Freude den Tod ihres Gatten. Jetzt war sie die Wittwe des Hauptmanns Lefebvre und ihr Sohn hatte einen Namen, den ihm kein Mensch streitig machen konnte. Bald nachher erhielt sie aber eine für sie weit weniger günstige Nachricht. Durch den vollständigen Sieg der Neger hatte sie ihr ganzes Vermögen verloren.

Doch das kümmerte sie wenig; sie war geistreich, schön, jung und konnte ihr Glück schon noch in der Welt machen. Sie hatte schon mehrere wohlhabende Männer, welche ihr huldigten, ruinirt und dann einem jungen Lord versprochen, ihn durch ihre Hand zu beglücken. In London ist der Weg von dem Schlafzimmer der Buhlerin bis zum Ehebette eines Pair's oft nicht gar weit. Der junge Alfred des Vallées hatte das beste Leben; er aß und trank nach Herzenslust, wußte nichts, wollte nichts lernen und ließ schon damals errathen, was er einst werden würde.

Der Mulatte Jonquille war seiner Gebieterin nach England gefolgt. Mit dem Betreten Europa's war er vollkommen schwarz geworden.

men frei. Um sich ein Ansehen zu geben, gab er sich für einen spanischen Edelmann aus und nahm den Namen Juan von Carral an. Die meiste Zeit brachte er bei seiner früheren Gebieterin zu.

Ehe die französische Republik zu Ende ging, vermählte sie sich mit dem reichen Lord Cornbury, der zwei Jahre darauf in der Blüthe seiner Jahre starb — nach der Ansicht der bösen Welt nicht ohne ihre Schuld. Den Verlust seiner ausgedehnten Besitzthümer beweinte sie aufrichtig; nach dem englischen Gesetze war ihr von denselben gar nichts zugesunken, deshalb gelobte sie, nie mehr einen Engländer zu heirathen.

Im Jahre 1806, nachdem Florence bereits das dreißigste Jahr zurückgelegt hatte, war sie noch ebenso schön und zaubernd, wie zehn Jahre früher, daher fehlte es ihr nicht an zahlreichen Bewerbern um ihre Hand; doch sie wies alle zurück.

Ein französischer Ausgewanderter, der seither in Russland gelebt hatte, war um diese Zeit nach England gekommen und fand Gefallen an der schönen Wittwe, welche bereits erfahren hatte, daß er trotz bedeutender Verluste in Frankreich immer noch für reich gelten konnte. Es war dies der Graf von Rumbrye, dessen Gemahlin schon einige Jahre früher mit Hinterlassung eines jetzt sechs bis sieben Jahre alten Töchterchens gestorben war. Alfred Lefebvre des Vallées zählte vierzehn Jahre und Florence dachte schon damals, daß Helene mit der Zeit eine recht annehmbare Partie für ihn werden dürfte, welche zu Stande zu bringen sie bei ihrer Fähigung zur Ausführung ränkevoller Streiche keinen Augenblick zweifelte.

Mit diesen Planen beschäftigt, warf sie ihre Neige nach dem Grafen von Rumbrye aus, überzeugt, daß er ihrer bezaubernden Macht bald erliegen werde. Und sie hatte die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht, denn es stand nicht lange an, bis er ihr seine Hand anbot, welche sie ohne Zögern annahm. In den ersten Monaten dieser Ehe dankte der Graf Gott, daß er seinem Kinde eine so gute Mutter, ihm eine so tüchtige Hausfrau geschenkt habe, bald aber sah er sein Glück getrübt, denn seine Gattin hinterließ ihm Florence hatte die im Anfang vorgenommene

Maske bald fallen lassen. Auf die ersten Fehltritte, welche zur Kenntniß ihres Gemahls kamen, stellte sie sich zerknirscht und reumüthig, weil von der Neigung des Grafen auch die Zukunft ihres Sohnes abhing. Herr von Rumbrye verzich, aber er konnte die ihm zugefügte Schmach nie vergessen. Gleichwohl hielt sie denselben seiner Güte wegen für einen Schwachkopf, den man mit einem Lächeln über Alles zu beruhigen vermöge; doch darin hatte sie sich getäuscht, er verurtheilte sie schonungslos und liebte sie nicht mehr.

Jetzt erst bereute Florence, die Zukunft ihres Sohnes muthwillig auf's Spiel gesetzt zu haben. Um von dem verlorenen Boden wieder etwas zu gewinnen, suchte sie sich so innig als möglich an Helene anzuschließen; allein ihr Lieblingsplan wäre bei diesem Mädchen aus zwei Gründen gescheitert, wenn es Xavier auch nie hätte kennen lernen; denn einmal empfand dasselbe eine unüberwindliche Abneigung gegen ihre Stiefmutter, und dann hatte der Graf seine Gemahlin so durchschaut und kannte sie so genau, daß er nie ein enges Verhältniß zwischen Beiden geduldet, noch viel weniger eine Verbindung ihres Sohnes mit seiner Tochter zugegeben hätte.

Die schlaue Gräfin täuschte sich nicht über die An- und Absichten ihres Gemahls, ließ deshalb ihren Entschluß aber doch nicht fahren, indem Graf von Rumbrye nach der Restauration der ältern Linie der Bourbon's nach Frankreich zurückkehrte und sie hoffte, daß er in die Heimath zurückgekehrt, ihre Fehltritte vergessen werde. Allein er vergaß trotz ihres streng sittlichen Lebenswandels, dessen sie sich zu Paris beschließt, nicht; er behandelte sie stets höflich, aber nie liebevoll.

Herr von Carral war ihr nach Paris gefolgt. In diesem Babel konnte er sich leicht für einen spanischen Edelmann ausgeben, ohne befürchten zu müssen, je erkannt zu werden. Seine Freude hierüber wurde bitter durch die Wahrnehmung getrübt, daß seine frühere Geliebterin eine Kette um seinen Nacken gelegt hatte, die ihn mehr drückte, als sie ihn früher in Amerika gedrückt hatte. Auf welche Weise es geschah, haben wir bereits gesehen. Xavier war vielleicht der erste Mensch, welchen er liebte, aber er hatte nur zwischen sich selbst und ihm zu wählen und war bald darüber mit sich im Reinen, daß sein Freund fallen müsse.

Sechstes Kapitel.

Xavier unterliegt der feinen Verführung seines angeblichen Freundes.

Xavier hatte dreimal mit Helene getanzt und trennte sich für diesen Abend von ihr, denn noch mehr mit ihr tanzen zu wollen, wäre sehr unschicklich gewesen. Von diesem Augenblicke an hatte das Fest keinen Reiz mehr für ihn, er setzte sich in eine dunkle Ecke in dem Theile des Saales, wo sich Helene aufhielt und gab sich schweren Gedanken hin. Er bedauerte, keinen Vater, keine Mutter, überhaupt keinen Menschen zu haben, mit dem er Freude und Leid theilen konnte. Helene allein liebte und verstand ihn, aber er, der Familienlose, durfte nie hoffen, das Graffenkind einst sein nennen zu dürfen. Sie, sein einziges Eigenthum, sein einziger Schatz, konnte ihm jeden Augenblick von einem Andern, den sie vielleicht nicht liebte, entrisse werden.

Der junge Alfred Lefebvre war der hauptsächlichste Gegenstand seiner Eifersucht, so wenig er dazu auch Ursache hatte, denn jedem Manne von Erfahrung war es klar, daß Helene diesen geistlosen Laffen nicht lieben konnte. Während er von ganzem Herzen bedauerte, weder reich, noch von Adel zu sein, kam Herr Alfred Lefebvre des Vallées an dem Arm eines andern Dandy in seine Nähe und sagte zu demselben: „Auf Ehre, Sautenac, heute hatte ich Unglück, denn ich habe in zwanzig Minuten fünfhundert Louisd'or verloren.“

Xavier dachte erstaunt: „Zehntausend Franken! Gott, welche Summe.“ Sein Begleiter aber sagte mit Gering schätzung: „Kleinigkeit, das!“

„Kennen Sie“, fuhr Herr Alfred fort, „den kleinen, krummbeinigen Imbert de Presme? Sie kennen ihn gewiß. Auf Ehre, er hat gestern Lord Sidney zehntausend Pfund abgewonnen.“

Mit diesen Worten entfernten sich die Dandy's wieder so weit von ihm, daß er sie nicht mehr verstehen konnte. Er konnte sich die Möglichkeit, an einem Abend eine Biertelmillion Franken gewinnen zu können, nicht aus dem Kopfe bringen. So oft sein besseres Ich in ihm siegte und er den Gedanken an's Spiel mit Verachtung zurückweisen wollte, so oft kam Herr Alfred in seine Nähe und versicherte

irgend einen Herrn der Gesellschaft „auf Ehre“, daß Lord Sidney in einer Stunde zehntausend Pfund verloren habe.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, fand ihn Carral; am Arm desselben schritt er durch den Saal und murmelte in Gedanken vor sich hin: „eine Viertelmillion Franken!“ — Carral war erstaunt darüber, namentlich, als er hastig die Frage daran knüpfte: „Ist es wahr, Carral, daß man beim Spiel an einem Abend eine Viertelmillion gewinnen kann?“

„Eine ganze Million, Freund!“ versicherte Carral. „Aber was ist Ihnen, Sie wollen doch nicht spielen?“

„Man kann sich also als armer Teufel an den Spieltisch setzen und als reicher Mann aufstehen?“ frug Xavier in großer Aufregung.

Carral beobachtete sein Opfer mit der Gier eines Raubvogels, konnte sich aber eines tiefen Mitleidens nicht erwähren, wenn er daran dachte, daß er von einem nichts-würdigen Weibe gezwungen werde, seinen unerfahrenen Freund selbst in den Abgrund stürzen zu müssen. Er machte einen schwachen Versuch, Xavier von dem Gedanken, sein Glück im Spiele machen zu wollen, abzubringen, allein vergebens, ein böser Geist hatte ihn ergripen und trieb ihn vorwärts. Er berief sich auf die angesehensten Männer, welche spielen, daher werde es ihm schon auch erlaubt sein, sich diesem Vergnügen hinzugeben. Doch darin täuschte er sich sehr. Angesehenen und reichen Leuten ist Vieles erlaubt, in welchem die Welt kein Unrecht findet, thut es aber ein armer, blos geduldeter Mann, so wird er von der öffentlichen Stimme verdammt, oder das Gesetz verurtheilt ihn gar zu entehrenden Strafen. „Wenn Sie spielten und ertappt würden“, schloß Carral, „so würden Sie z. B. das Hôtel Rumbrye nicht mehr betreten dürfen.“

Nach einigem Besinnen sagte Xavier: „Gut, so will ich auf das Spiel verzichten.“

Das passte nicht in den Kram Carral's, weshalb er seinem Freunde zuflüsterte: „Sie müssen einmal spielen, Xavier, denn wenn man das erstmal spielt, hat man Glück und gewinnt gewiß. Ich kann für diesen Versuch ein Auskunftsmittel vorschlagen, nur dürfen Sie später nie mehr spielen. Ich bin leider selbst Spieler, deshalb wünschte ich Sie vor dieser furchterlichen Feindschaft zu bewahren. Spie-

len Sie also immerhin einmal, denn Sie werden viel gewinnen, aber Sie dürfen nicht in einem Salon spielen, ich werde Sie vielmehr in ein heimliches Spielhaus — — —

„Heimliches Spielhaus!“ stieß Xavier mit unverkennbarer Verachtung hervor. Carral ließ sich dadurch aber nicht irre machen, sondern erklärte seinem Freunde, daß der Name nichts mit der Sache zu thun habe und die heimlichen Spielhäuser den Vortheil gewähren, daß man sich dort nicht lenne. Das Resultat dieser Unterredung war das, daß die beiden Freunde sich versprachen, am nächsten Abend zusammen in's Spielhaus zu gehen.

Xavier wollte sich nach Hause begeben, da trat ihm Graf Rumbrye in den Weg, reichte ihm wohlwollend die Hand und sagte: „Wir reisen in den nächsten Tagen auf's Land, um dort die letzten schönen Tage zuzubringen. Es wird uns freuen, wenn wir Sie dort bei uns sehen.“

Xavier nahm diese Einladung an und beförderte dadurch die Entwicklung seines Geschicks.

Das Fest war zu Ende, Wagen um Wagen fuhr ab, Carral und Xavier fanden nur mit Mühe einen Fiaker, der sie vor ihre Wohnung brachte. Ehe sie einschliefen, wiederholten sie sich das Versprechen, am nächsten Abend zusammen in das Spielhaus zu gehen.

Siebentes Kapitel.

Die elende Verrätherei und Xavier's Glück beim Spiel.

Die Mittagsstunde war bereits vorüber, als unsere beiden Bekannten am nächsten Tage das Bett verließen. Carral sprang munter auf und kleidete sich rasch an, Xavier dagegen fühlte sich körperlich und geistig niedergedrückt, er hatte bei schweren Träumen sehr unruhig geschlafen und wußte nicht recht, wo es ihm fehlte. Die Worte: „Zehntausend Pfund“ kamen mehrmals über seine Lippen. Bei dem Gedanken an ein heimliches Spielhaus konnte er sich des stärksten Widerwillens nicht erwehren; er suchte sein Gewissen damit zu beschwichtigen, daß er sich fest vornahm, nur dies einmal hinzugehen und es gewissermaßen Pflicht eines jungen Mannes sei, Alles kennen zu lernen. Als er in das Wohnzimmer trat, fand er Carral schreibend. Rasch

beendigte er seinen Brief, siegelte und adressirte ihn und rief einen Lohndiener herbei, der an der Ecke stand. Unterdeß war Xavier wieder in das Schlafzimmer zurückgetreten. Der schwarze Bettler hatte seinen Posten bei der Kirche schon vom frühen Morgen eingenommen. Er erhob den Kopf, als das Fenster geöffnet wurde. Carral warf dem Lohndiener den Brief mit seiner Belohnung hinaus und empfahl ihm, denselben sofort an seine Adresse abzugeben. Der Lohndiener studirte die Adresse des Briefes laut, so sehr Carral auch dagegen von oben protestirte und ihm befahl, dies nicht zu thun und sich augenblicklich zu entfernen. Derselbe ließ sich aber nicht stören, sondern buchstabirte weiter: „Dem Herrn Polizeikommiffär des Stadtviertels Saint Sulpice.“ — Jetzt nahm der Lohndiener seine Mütze ab und fragte, ob es einer Antwort bedürfe, worauf Carral mit einem barschen „Nein“ antwortete. Rasch entfernte sich der Lohndiener.

Xavier hatte sich nicht darum gekümmert, was sein Freund mit dem Lohndiener hatte, der schwarze Bettler dagegen sagte zu sich selbst: „An den Polizeikommiffär dieses Stadtviertels, — das ist verdächtig — ich muß diesen zweideutigen Menschen überwachen.“

Die bessere Stimme in Xavier gewann abermals die Oberhand, er erklärte Carral, daß er heute nicht in das Spielhaus gehen wolle. Ueberdies sei man in den ersten Tagen des Monats, weshalb er kein Geld habe. Carral entgegnete darauf, daß dies kein Abhaltungsgrund für ihn sein könne, denn er wolle ihm Geld vorstrecken, soviel er wünsche. Während dieses Gespräches traten sie auf den Balkon und fanden dort ein kleines Päckchen. Xavier hob es auf und sagte, daß er nicht nöthig haben werde, Geld zu entlehnen, denn hier finde er die geheimnißvolle, monatliche Gabe. Er fand in dem Papier die gewohnten fünfzehn Louisd'or.

Carral freute sich mit Xavier über diesen Wink des Schicksals. Sie verließen das Haus miteinander, der Bettler streckte ihnen seine Hand entgegen, Xavier bemerkte es nicht und versagte ihm zum erstenmale seine kleine Gabe. Dies schien den Schwarzen peinlich zu berühren. Es war ihm klar, daß Carral das gute Herz des jungen Mannes

zu verderben suchte. Um demselben im Nothfall beistehen oder ihn wenigstens warnen zu können, folgte er ihnen auf dem Fuße nach. Er sah sie in der Straße Servandoni in einer niederen Thüre verschwinden. Das Haus, in welches dieselbe führte, schien im Anfange gänzlich unbewohnt zu sein, denn die Fensterläden waren verschlossen und so dicht, daß von Innen nicht ein einziger Lichtstrahl in's Freie fiel. Überdies kam kein Geräusch aus dem Innern, Alles erschien wie ausgestorben. Unerachtet dieser scheinbaren Oede war der Schwarze noch nicht fünf Minuten vor diesem Hause gestanden, als er ein halbes Duzend Männer, scheu wie Diebe, in dieses Haus hatte schleichen sehen. Dies erregte sein Misstrauen, ja seine Angst im höchsten Grade und er begann hinter diesen Mauern eine große Gefahr für Xavier zu befürchten. Jedenfalls wollte er dessen Austritt aus diesem Hause abwarten und setzte sich fröstelnd auf einen Eckstein. Hin und wieder hörte er eine lustige Weiberstimme oder einen Klang, wie wenn eine Hand voll Gold auf eine Tafel geworfen würde. Von Zeit zu Zeit trat ein Mann aus dem Hause, mit vor Freude geröthetem Gesicht, oder blaß und voll Verzweiflung.

Der Neger mochte etwa eine Stunde auf seinem Posten gewesen sein, als Carral eiligst das Hause verließ; dies steigerte seine Angst auf den höchsten Grad. Wieder trat ein Mann aus dem Hause, welcher mehrere bittere Neuerungen fallen ließ, aus welchen der Bettler vernahm, daß er sich vor einem heimlichen Spielhause befindet. Weshalb aber floh Carral? — Er faßte rasch den Entschluß, in das Hause zu gehen und nach Xavier zu sehen.

Ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, sah er drei schwarzgeleidete Männer auf das Hause zugehen, von denen der eine, welcher der Vorgesetzte zu sein schien, unter der Thüre eine weiße Schärpe um seine Lenden gürte. Sie blieben solange unter der Thüre stehen, bis eine Rote Polizeisoldaten an der Strafenecke erschien. Jetzt schritten sie in das Hause.

Dem schwarzen Bettler war klar, daß Carral seinen jungen Freund in die Spielhölle gelockt und dann an die Polizei verrathen hatte.

Carral und Xavier hatten sich in das zweite Stockwerk

begeben, wo sie von dem Herrn des Hauses, der ein wahres Galgengesicht zur Schau trug, empfangen würden. Carral wurde als alter Bekannter mit einem Händedruck begrüßt, er mußte für Xavier gutstehen, sonst wäre er nicht zugelassen worden. Jetzt aber wurde er gefragt, welches Spiel er machen wolle. Da er nicht ein einziges von allen, die ihm genannt wurden, verstand, so erklärte ihm Carral, daß er nur zwischen Roulette und Trente wählen könne, indem diese allein sich für Leute eignen, welche nichts vom Spiele verstehen. Xavier entschied sich für die Roulette. Carral führte ihn zu derselben. Er sah auf einem mit einem grünen Teppich bedeckten Tische ein rundes Becken, dessen Rand in kleine roth- und schwarz bemalte Fächer abgetheilt war. Jedes dieser Felder trug eine Nummer von 1 bis 36.

In dem Mittelpunkt des Beckens, das in ein Loch im Tisch eingepaßt und beweglich war, stand eine Kurbel in die Höhe, vermittelst welcher der ganze Apparat in Bewegung gesetzt werden konnte. Dies war die Roulette.

Xavier sah dem Spiel eine Zeit lang zu, ohne etwas davon zu verstehen, nur soweit sah er, daß der Banquier nach jeder Partie rief: „Gewonnen! Verloren!“ und dabei die gewonnene oder verlorene Summe nannte. Er schob nun einen Einsatz auf dasjenige der Felder, welches mit 23 bezeichnet war. Xavier gewann auf den ersten Versuch 36 Louisd'or. Von jetzt an spielte er mit ganzer Seele fort und fort und hatte bald einen ganzen Haufen Gold vor sich liegen. Er machte die tollsten Einsätze und gewann fort und fort. Carral entfernte sich, ohne daß er es bemerkte. Je mehr Xavier's Schatz wuchs, umso mehr schwundete ihm. Er hatte 36,000 Franken vor sich liegen, die er alle auf einen Satz wagte. Die Spieler wagten nicht mehr laut zu atmen, die Kugel flog und siehe da, er hatte abermals gewonnen.

Ehe sich Ausrufe der Bewunderung über dieses Glück Luft machen konnten, stieß Herr Moutet, der Banquier, einen dumpfen Schrei aus, bei dem alle Spieler auffuhren: ein Polizeikommissär mit der weißen Schärpe war in dem Zimmer erschienen. „Ich bin verloren!“ schrie der Banquier verzweiflungsvoll, während die Spieler die Flucht zu

ergreifen suchten. Der Polizeikommissär vertrat ihnen den Weg mit dem Bedeuten, daß jeder Fluchtversuch doch vergebens wäre, denn das Haus sei mit Polizeimannschaft umstellt.

Xavier konnte dieses Gebahren des Banquiers und der Spieler nicht begreifen, er vermutete, daß man ihn um seinen Gewinn betrügen wolle und forderte mit Ungestüm sein Geld.

Achtes Kapitel.

Die Verhaftung Xavier's und wie in der äußersten Noth ein Freund erscheint.

Mit dem Eintreten der Polizeisoldaten fühlte sich Xavier von einem heftigen Schrecken ergriffen, obwohl er in diesem Augenblick nicht wußte, daß er eine gesetzwidrige Handlung beging. Mechanisch in seinem Golde wühlend, fragte er ihn wiederholt, warum man ihn nicht bezahle. Da trat der Polizeikommissär zu ihm und sagte: „Alles Geld, das auf dem Tische liegt, confiscire ich im Namen des Gesetzes für den Fiscus; rühren Sie nichts mehr davon an.“

Xavier wollte dagegen protestiren, allein er wurde von allen Seiten zur Ruhe verwiesen. Der Polizeimann forderte die Anwesenden auf, ihre Namen und Adressen genau anzugeben, damit sie seiner Zeit von dem Staatsanwalt vorgeladen werden können. Herr Moutet, der Banquier, gab seine Adresse zuerst mit einem schweren Seufzer an, ihm folgten die andern Anwesenden; es unterzeichneten jedoch Alle falsche Namen, schlichen dann davon und waren auf diese Weise aus der Schlinge. Carral mußte entwischt sein, so dachte wenigstens sein junger Freund, der ihn jetzt erst vermißte.

Xavier war vielleicht der Einzige, der seinen wahren Namen angegeben hatte, gleichwohl wurde an der Richtigkeit seiner Angabe gezweifelt. Der Kommissär frug ihn mit scharfem Blick, ob er keinen andern Namen habe. Er beantwortete diese Frage so derb, daß seine Antwort eine Grobheit war. Der Kommissär machte ihn darauf aufmerksam, daß er unrecht habe, grob zu sein, denn er sei in einer elenden Spielhölle ertappt worden und deshalb strafbar, zumal er allein bei der Roulette getroffen worden sei und

der einzige Einsatz auf dem Tische ihm gehöre. Er sei also am strafbarsten und müsse seinen Namen angeben.

Xavier versicherte, daß er seinen vollständigen Namen genannt habe. Der Polizemann bezweifelte dies und forderte ihn kraft seines Amtes auf, ihm in das Gerichtszimmer des Staatsanwalts zu folgen. Xavier erblaßte, sein Fieber hatte sich plötzlich gelegt, da er sich aber keines Verbrechens bewußt war, so konnte er die Folgen, welche die Verhaftung für ihn hatte, nicht ganz ermessen. Frau von Rumbrye dagegen hatte den Schlag, der ihm dadurch versetzt wurde, vorausgesehen, deshalb hatte sie ihren Plan so schlau angelegt, denn wie die Sachen jetzt standen, war er auf immer von Helene getrennt.

Als Xavier in Begleitung der Polizei das Spielhaus verließ, wartete der besorgte Bettler seiner auf einem Eckstein. Er wanderte mit dieser Begleitung zerknirscht dem Justizpalaste zu. Der Bettler folgte in nicht zu großer Entfernung. Wessen man Xavier auch beschuldigen mochte, er sprach ihn in seinem Innern frei; denn er wußte, daß er von Carral in eine Falle gelockt und verrathen worden war. Er ahnte, daß die Sache für Xavier schlecht stand, zumal er Niemand in der Welt hatte und ihm trotz seiner geringen Menschenkenntniß bekannt war, daß ein Angeklagter ohne Vertheidiger nicht leicht freigesprochen wird.

Damals waren die heimlichen Spielhäuser streng verboten und Alle, welche sich darin ertappen ließen, wurden hart gestraft. Der Staatsanwalt betrachtete den ihm übergebenen mit forschendem Blick und frug ihn dann, ob es wahr sei, daß er nur Xavier heiße und was er für ein Geschäft habe.

Er bejahte und fügte bei, daß er kein Geschäft betreibe. Er fühlte mehr und mehr, welcher Abgrund sich vor ihm aufthate.

„Womit bestreiten Sie Ihren Unterhalt?“ wurde weiter gefragt.

„Das kann ich nicht sagen, mein Herr“, antwortete Xavier „und ist dies überhaupt eine Frage, die nur an einen Verbrecher gerichtet werden darf.“

„Sie wurden unter Verhältnissen festgenommen“, fuhr der Staatsanwalt fort, „daß das Gericht gegen Sie zu Allem

das Recht hat. Sprechen Sie ohne Schminke, denn wir bringen Alles heraus."

Xavier erzählte nun der Wahrheit gemäß, auf welche Art ihm allmonatlich 300 Franken zugehen. Der Staatsanwalt schüttelte ungläubig den Kopf dazu und wollte wissen, ob außer ihm Niemand von dieser Geschichte wisse. Er nannte Juan von Carral. Auf Befragen, ob und welches Geschäft derselbe betreibe, mußte er wieder antworten, daß er das nicht wisse. Der Staatsanwalt erklärte ihm darauf, daß dies am Ende wahr sein könne, daß er es aber nicht glaube, umso weniger, als er bei einem Einkommen von monatlich 300 Franken nicht 30—40,000 Franken auf einen Satz wagen könne. Hieraus und aus seinen unwahrscheinlichen Angaben folgerte er, daß er das Gericht hintergehen wolle, weshalb er seine Gefangennahme verfügen müsse.

Ehe Xavier eine Entgegnung darauf hatte, öffnete sich die Thüre und der schwarze Bettler mit seinem ehrwürdigen weißen Bart trat ein. Er bat um Erbarmen für den Jüngling, denn es sei das erstmal, daß er ein Spielhaus besucht habe.

Der Beamte gab ihm zur Antwort, daß zwar kein bestimmtes Verbrechen gegen Xavier vorliege, daß er aber die ihm vorgelegten Fragen nicht wahrheitsgemäß beantwortet zu haben scheine, weshalb man seinem vergangenen Leben nachforschen müsse.

Xavier frug bestürzt, wie lange seine Gefangenschaft dauern werde, worauf er zur Antwort erhielt, bis das Gericht wisse, von was er seinen Lebensunterhalt bestreite oder sich ein achtbarer Mann für ihn verbürge.

Er war schon im Begriff, den Namen des Grafen Numbrée zu nennen, drängte ihn aber wieder zurück, denn er wollte das Mitleiden des Mannes nicht anrufen, den er so hoch achtete. Der Bettler ließ ihm auch keine Zeit zu einer weiteren Neuherung, denn er trat rasch vor den Staatsanwalt und erklärte, er wolle ihm sagen, wovon der junge Mann lebe und sich als ehrenhafter Mann für ihn verbürgen. Bei diesen Worten richtete sich seine Gestalt stolz in die Höhe, er imponirte dem Beamten, der sich niedersetzte und ihn zum Sprechen aufforderte.

Neuntes Kapitel.

Xavier erfährt seine Abstammung und darf hoffen, daß seine Mutter noch lebt.

Der Bettler erzählte: „Dieses Kind hat Ihnen die Wahrheit gesagt, denn ich schiebe ihm jeden Monat 300 Franken vor seine Thüre oder vor sein Fenster.“

Xavier stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, der Staatsanwalt schüttelte ungläubig den Kopf, dies machte den Neger aber nicht irre, indem er ruhig fortfuhr: „Seit vielen Jahren strecke ich die Hand aus, um dieses Kind zu ernähren, Niemand geht an dem schwarzen Bettler vorbei, ohne ihm eine Gabe zu reichen und gerne hätte ich ihm das Doppelte gegeben, wenn es möglich wäre.“

„Aus welchem Grunde mühen Sie sich so für diesen jungen Mann ab?“ frug der Staatsanwalt.

Diese Frage überraschte den Neger, doch bald war er wieder gefaßt, indem er sagte: „Nur aus Liebe zu diesem Kinde habe ich mich so gedemüthigt, daß ich die Hand um Almosen aussstreckte. Wenn es nöthig gewesen wäre, hätte ich mich leicht entschließen können, noch größere Opfer für Xavier zu bringen.“

Xavier war während dieser Worte bleicher als der Tod geworden; dem Staatsanwalt war seine Verlegenheit nicht entgangen, er konnte sich einer gewissen Rührung nicht entziehen und sagte mild zu dem Bettler: „Es gehören wichtige Gründe dazu, einen jungen Mann so sehr zu lieben.“

„Gewiß“, bejahte der Neger, „denn ich liebe ihn so sehr, daß ich ihm zum Ersparen eines Erröthens gerne verschwiegen hätte, von wem er Wohlthaten erhält; ich liebe ihn so sehr, daß ich niemals einen Sohn hatte, wenngleich ich sein Vater bin.“

Mit dem verzweiflungsvollen Ausrufe: „Ein Neger, ein Bettler! mein Gott, mein Gott!“ sank Xavier auf einen Sessel. Der Staatsanwalt warf ihm einen Blick der Verachtung zu, der Neger aber nahm ihn in Schuß, indem er sagte: „Lassen Sie ihn, es ist falsche Schaam, es ist der seinem Alter eigene Stolz, die Dankbarkeit wird sich schon Bahn brechen.“

Der Beamte wünschte dies und erklärte Xavier, daß er seinem Vater jetzt folgen könne. Dem Jüngling schwunderte,

denn als Sohn dieses Vaters war Helene auf immer für ihn verloren. Als die erste Aufwallung vorüber war, stürzte er dem Bettler mit dem Ausrufe: „Mein armer Vater!“ in die Arme. Derselbe blickte ihn zärtlich an und auch der Staatsanwalt sah wohlwollender auf ihn.

Sie gingen und betraten eine halbe Stunde später das Dachstübchen des Negers. Xavier war sehr niedergedrückt, denn wie alle Leute von unbekannter Herkunft, so schmeichelte auch er sich zeitweise mit dem Gedanken, daß seine Eltern den höhern Ständen angehören und nun war er in der Wirklichkeit der Sohn eines Bettlers, der Sohn eines Negers.

Durch das Einschreiten des Negers war der schlau angelegte Plan der Gräfin Rumbrye jedenfalls vereitelt, denn Xavier war frei von den Fesseln, die sie ihm zu seiner Entehrung anlegen wollte. Durch seine Abstammung war er aber wo möglich noch mehr von Helene getrennt, als durch das Gefängniß. Er suchte die Verzweiflung hierüber in sich niederzukämpfen und seinem Vater alle nur denkbare Liebe zu erweisen, um ihm seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Der Bettler lehnte dies ab, wobei er auf die Waffentrophäen zeigend sagte: „Still, Kind, er könnte es hören!“

„Wer?“ frug Xavier mit sonderbarer Bewegung.

„Guter Gebieter mein!“ fuhr der Neger weich fort. „Du bist nicht der Sohn des armen Negers, sondern kleiner Gebieter mein. Ich mußte mich für Deinen Vater ausgeben, Kind, sonst hätte der Mann des Gesetzes mir nicht geglaubt.“

Neues Leben erwachte in Xavier's Herzen, er umarmte den Bettler auf's Neue und bat ihn bei Gott und allen Heiligen um näheren Aufschluß. Der Neger schwieg mit traurigem Blick und unser Freund ließ ihn gewähren, jubelte es doch selbst in seinem Herzen laut auf, daß er nun einen Vater habe und dadurch seiner Helene viel näher gerückt sei.

Endlich sagte er: „Dein Vater ist gestorben, Kind, ich aber bin ihm treu geblieben und habe Dich nicht verlassen.“

„Gestorben?“ frug Xavier mit einem eigenhümlichen Schmerz. „Und meine Mutter?“

„Ich suche sie seit zwanzig Jahren“, war die traurige Antwort.

„Todt!“, sagte Xavier. „Nun, so wird er mir doch ein Andenken, einen Namen hinterlassen haben.“

„Einen geachteten Namen“, fuhr der Neger fort. „Euer Vater war der Hauptmann Lefebvre.“

„Lefebvre! Lefebvre!“ wiederholte Xavier, gleich als wollte er diesen Namen seinem Gedächtnisse fest einprägen. Der Neger fuhr fort: „Würde Ihr Vater noch leben, so wäre er ein großer General; er starb mit seinem starken Herzen leider jung.“ Mit strahlendem Auge fuhr er fort: „Er schenkte mir die Freiheit, ich besaß sein Vertrauen, ja noch mehr, er liebte mich und diez fesselte mich für alle Zeiten an ihn und sein Kind.“ Dabei küßte er Xavier's Hand zärtlich.

Xavier wollte ihm für seine Liebe danken, er aber litt es nicht, denn der Sohn von „gutem Gebieter mein“ sei ihm keinen Dank schuldig und erzählte dann die Geschichte seines Vaters mit folgenden Worten: „Vor 24 Jahren erhalten wir in Guadeloupe die Nachricht von dem Aufstande der Schwarzen auf San Domingo. Früher hätte mir bei dieser Nachricht das Herz vor Freude gehüpft, allein jetzt nicht, denn seit einem Jahre hatte guter Gebieter mein mir die Freiheit geschenkt. Derselbe wurde mit seinen Leuten in die Capstadt abgesandt. Er war ein starker, tapferer Mann, den die Schwarzen fürchteten. Jeden Tag machte er mit mir Streifereien durch die Insel und unterhandelte mit den Sklaven in ihren Hütten. Dadurch lernten wir die Gegend so gut kennen, daß uns später auch der verborgteste Hinterhalt nicht unbekannt blieb. Es machte mir oft große Unruhe, daß ich meinem Herrn zu Lieb zum Verräther an meinem eigenen Volke geworden bin. Bei Ueberfällen vertheidigte sich mein Gebieter wie ein Löwe, seine Feinde fielen wie die Ahren unter der Hand des Schnitters. Ich nahm nur Anteil am Kampf, wenn es galt, einen Spieß oder Pfeil von dem Herzen meines Herrn abzuhalten.“

Bei diesen Worten entblöste er seinen Oberleib und zeigte seine mit vielen großen Narben bedeckte Brust.

„Später rückte er weiter vor. Da er die Lage der Neger kannte, so besiegte er sie stets. — Als wir einst spät

von einer Streiferei auf die Schwarzen zurückkehrten, ging er in später Stunde noch aus; ich wollte ihm folgen, allein er gebot mir, zu bleiben. Von jetzt an ging er jeden Abend fort, während ich zu Hause bleiben mußte und heiter kehrte er zurück. Von meiner Verlobten Daïda erfuhr ich, daß er eine Frau liebe. Ich erbebte bei dieser Nachricht. Von jetzt an brachte er alle Nächte außerhalb des Hauses zu; ich erwartete ihn stets wachend und bedauerte nur, ihn nicht beschützen zu können. Er liebte diese Frau, wie seinen Gott, aber ach, sie liebte ihn nicht!"

Xavier rief entsetzt aus: „Armer Vater!“

„Er hatte keine Ahnung davon, er kannte keine Furcht, kein Misstrauen und war glücklich. Diese Frau, die Ihren Vater nicht liebte, gab Ihnen um diese Zeit das Leben. Erst später erfuhr ich Ihre Geburt und zwar unter Umständen, bei deren Erinnerung mein Herz beben wird, so lange es einen Schlag hat.“

Zehntes Kapitel.

Das Loch einer Kugel und die Hoffnung, Xavier's Mutter wieder zu finden.

„Eines Abends“, so erzählte der Bettler weiter, „mußte die ganze Militärabtheilung gegen meine in Masse anrückenden Landsleute ausmarschiren, Gebieter mein war ungewöhnlich heiter, ließ mich aus seiner Flasche trinken und fragt mich, ob ich eine Frau und ein Kind lieben würde, die sein wären. Statt einer Antwort drückte ich gerührt die Hand auf's Herz „Ich glaube Dir, Neptun“, sagte er, „deshalb wisse, daß ich eine Gattin, ein Kind habe. O, könntest Du sie sehen, sie sind so schön!“ — Wir marschirten die ganze Nacht durch. Am nächsten Morgen erreichte uns ein Gilbote, der meinem Gebieter einen Brief überbrachte. Als er ihn erbrochen hatte und las, entfiel er plötzlich seiner Hand, er wurde blaß wie der Tod, er ließ ihn liegen und wankte davon wie ein Trunkener. In seinem Zelte weinte er die bittersten Thränen, er sagte zu mir: „Neptun, ich will sterben!“ — Ich weinte mit ihm. Da fuhr er fort: „Mein Glück und meine Hoffnung sind verloren; ich habe keine Frau mehr, denn sie liebte mich nicht.“ Er wollte sich selbst das Leben nehmen, als mir der

Himmel die Frage in den Mund legte: „Hat guter Gebieter auch Kind verloren?“ Er wollte für seinen Sohn leben. Der Neger holte den uns schon bekannten unheilvollen Brief hervor, der das sittliche Gefühl Xavier's auf's Neuerste verlegte und ihm nahezu einen Fluch gegen seine Mutter entlockte. — Der Neger fuhr nach einer Pause fort: „Guter Gebieter mein war traurig und ließ den Kopf hängen; er erwachte erst wieder zum Leben, als wir fünfhundert an der Zahl, von zehntausend Schwarzen überfallen wurden. Er kämpfte wie ein Tieger, wo er erschien, wichen die Feinde; er glich in Wahrheit einem Kriegsgott. Vom Morgen bis zum Abend kämpften meine Brüder, endlich wichen sie vor uns zurück und verschwanden hinter Lianen und Palmbäumen. Die ganze Gegend war bedeckt mit ihren Leichen. Als sie sich zur Flucht wandten, ließ mein Gebieter das Feuern einstellen, er wollte sie nicht auf der Flucht tödten. Da schoß ein fliehender Schwarzer noch einmal aus einem Versteck auf meinen Herrn und traf ihn mitten durch die Brust. Er stieß rücklings zu Boden.“

Die Erinnerung an dieses Unglück drückte den Schwarzen jetzt noch so nieder, daß er seine Erzählung unterbrechen mußte. Xavier saß mit gesetzten Händen neben ihm und weihte seinem Vater ein paar große Thränen. Endlich fuhr der Neger wieder fort: „Masch entrütt ich einem Soldaten einen Säbel, verfolgte meine Landsleute und hieb unbarmherzig auf sie ein, um guten Gebieter mein zu rächen. Ich habe ihrer Viele getötet. Mit bluttriefendem Säbel lehrte ich zu ihm zurück; bei meinen Untersuchungen an ihm zeigte er noch Lebensspuren. Er kam noch einmal zu sich und wollte mit mir allein sein. Er sagte mit schwacher Stimme zu mir: „Neptun, mein Sohn hat keine Mutter, keinen Vater mehr; ich vermache ihn Dir, sei Du sein Vater und suche meine Frau auf, daß er auch wieder eine Mutter hat. Findest Du sie nicht, so soll er wenigstens von ihrem Vermögen haben, denn sie ist reich. — Willst Du mein Kind lieben, wie mein Leben?“

Wie zum heiligsten Schwur erhob ich drei Finger zum Himmel und sagte mit thränenerstickter Stimme: „Ich will es thun, ich will Alles thun, was menschenmöglich ist.“

„Sein Blick dankte mir. Er konnte nicht mehr sprechen und zeigte mir nur noch auf Papieren, die er mir übergab, den Namen Ihrer Mutter, die einigemale gesehen zu haben, ich mich erinnerte.“ Darauf hauchte er seine edle Seele aus.“ Mit diesen Worten übergab er Xavier seinen Geburtschein. Xavier war zu bewegt, als daß er im Augenblicke hätte sprechen können. Bald fand er seine Fassung wieder. Er entfaltete den Geburtschein, der auf der Brust seines Vaters geruht, als er von der tödtlichen Kugel getroffen wurde; sie hatte das Papier da durchschlagen, wo der Name seiner Mutter stand: „Florence Angèle“. „Der Familiennname fehlte.“ „Ich will sie nicht kennen, ich verzichte gerne auf ihr Vermögen“, sagte Xavier ruhig „und danke meinem Vater für seinen guten Willen.“ Der Schwarze war jedoch nicht damit zufrieden, der letzte Wille seines Herrn war ihm heilig, er erklärte, daß er ihn zu erfüllen suchen werde, solange ein Blutstropfen in ihm schlage und daß auch sein Sohn nicht gleichgültig dafür sein dürfe. Bei diesen Worten richtete er sich hoch auf, sein Auge glänzte, man sah ihm an, daß er um die ganze Welt nicht von seinem Entschluß abzubringen gewesen wäre. Xavier fühlte eine unaussprechliche Achtung vor diesem Manne, er versprach, ihm treulich in seinem Streben beizustehen und sich zum Auffinden seiner Mutter mit ihm zu vereinigen.

Der Neger fuhr zu erzählen fort: „Sowie Ihr Vater tot war, junger Gebieter mein, machte ich mich daran, Ihre Mutter zu suchen. Sie hatte San Domingo verlassen. Der Aufstand nahm so rasch überhand, daß ich kaum noch Zeit hatte, Sie abzuholen und mich mit Ihnen nach Frankreich einzuschiffen. Ich ging mit Ihnen nach Paris, hoffend, in dieser Weltstadt, wo alle Fremden zusammenströmten, Ihre Mutter zu finden. Zwei Jahre lebten wir von dem Gelde, welches ich von Ihrem Vater zu mir genommen hatte, während welcher Zeit ich überall nach Madame Lefebvre fragte und keine Dame an mir vorbei ließ, ohne ihr in's Gesicht zu sehen. Ein gelehrter Mann schrieb mir nach San Domingo, um den Namen Ihrer Mutter zu erfahren. Es war vergebens, denn die Schwarzen hatten alle Gerichtsbücher zerstört. Ich mußte ihn mit meinem letzten

Gelde bezahlen. Ich suchte und durch Arbeit zu ernähren, allein es ging nicht, weil ich von der europäischen Arbeit nichts verstand. Ich mußte, um Sie und mich vom Hungertode zu erretten, Bettler werden. Ich glaubte, in die Erde sinken zu müssen, als ich zum erstenmal die Hand ausstreckte. Die Schande drückte mich fast zu Boden, doch der Gedanke an Euch und an das meinem sterbenden Gebieter gegebene Versprechen floßten mir Muth ein und ich streckte meine Hand vom Morgen bis zum Abend aus. Anfangs bekam ich wenig, bald mehr, ich gewann eine Kund-
schaft, die den schönen Schwarzen gern bescherte.

„Ich behielt Sie bei mir, bis Sie fünf Jahre alt waren, dann vertraute ich Sie fremden Händen, denn Sie sollten Ihre armselige Ernährungsquelle nicht kennen lernen. Im zwölften Jahre schickte ich Sie zur lateinischen Schule. Können Sie sich nicht noch an die Frau erinnern, die Sie Mutter nannten — an den Mann, der jede Nacht an Ihr Bettchen kam und Sie auf die Stirne küste?“

„Das waret Ihr!“ sagte Xavier gerührt.

„Als Sie später zur Schule kamen, folgte ich allen Ihren Schritten von ferne; eine List veranlaßte Sie, Ihre gegenwärtige Wohnung zu nehmen, wo ich Sie jeden Tag, jede Stunde sah, wo ich Ihre Leiden, Ihre aufkleimende Liebe beobachten konnte. Ich freute mich darüber, denn ich weiß schon lange, daß Helene sanft und gut ist und Ihnen das Glück bereitet, welches Ihr Vater so sehr verdiente.“

Xavier frug ihn, warum er ihm den Namen seines Vaters nicht schon lange genannt habe?

„Ich traute Ihrer Mutter nicht“, antwortete der Bettler. „Eine Mutter, die so pflichtvergessen ist, ihr Kind zu verlassen, würde sich in undurchdringliches Dunkel gehüllt haben, wenn sie von Ihrer Anwesenheit in Paris Kunde erhattet hätte; vielleicht hätte sie Ihnen gar nachgestellt. Ohne Ihre Verhaftung im Spielhaus hätte ich mich Ihnen schwerlich zu erkennen gegeben; bei dem Staatsanwalt mußte ich mich Ihnen nähern, ich mußte Ihnen beistehen, sonst hätte ich Sie nicht retten können. Ich gehöre immer noch Ihrem Vater, sein Wille ist mir Gesetz und ich hoffe, daß ich sie finde, denn ich habe endlich ihre Spur entdeckt.“

Bei diesen Worten zog er ein feines, gesticktes Taschen-

tuch aus der Tasche, das in einer Ecke die Buchstaben F. A. trug; mit pfiffigem Vächeln übersezte er dieselben mit Florence Angèle. Er fügte bei, daß das Gesicht der Dame, welcher dieses Taschentuch gehöre, die Züge Xavier's trage. Leider wisse er nicht, wo sie wohne, allein so viel stehe fest, daß sie in Paris sei und da wolle er sie schon finden, denn er würde sie unter Tausenden heraus erkennen.

Eiltes Kapitel.

Die Werdplane gegen Xavier; wie ihn Carral in die Falle zu locken sucht und der Neger ihn warnt.

Während Xavier in dem Dachstübchen Neptun's zu neuem Leben erblühte und er eine andere schöne Zukunft vor sich aufsteigen sah, befand sich Carral bei der Gräfin Rumbrye, die mit abgespannten Zügen in ihrem prachtvollen Kabinettchen auf einem Ruhebett lag. Sie hatte sich noch nicht gepuszt, daher konnte man sich jetzt nach der durchwachten Nacht nicht über ihr Alter täuschen. Sie erhob plötzlich das Auge und fragt Carral rasch: „Ist es gewiß, daß Du ihn gesehen hast? Täuschest Du Dich nicht?“

„Der Teufel muß ihm herausgeholfen haben“, entgegnete Carral. „Ich sah, wie der Polizeikommissär ihn zum Staatsanwalt führte; er war der einzige Spieler, welcher an der That ertappt wurde, deshalb mußte er verurtheilt werden, wenn nicht außergewöhnliche Verhältnisse eintraten. Ich stand lange vor dem Justizpalast, da erschien er plötzlich am Arm des schwarzen Bettlers, welcher seinen Stand vor meinem Fenster hat und begleitete ihn nach Hause.“

„Der Schwarze!“ sagte die Gräfin mit einem Anflug von Angst und Besorgniß. Nach einer kurzen Pause fuhr sie aufgeregt fort: „Du bist entweder ein sehr ungeschickter oder sehr treuloser Bursche, Jonquille!“

Jonquille biß sich als Antwort in die Lippe. Der grimige Blick, den er dabei auf die Gräfin warf, entging ihr, sonst würde sie nicht fortgefahren sein: „Mein Sohn muß reich werden! Sagen Sie, Herr von Carral, können Sie den Degen führen? Können Sie die Pistole handhaben?“

Carral antwortete: „Ich gelte seit fünfundzwanzig Jahren für den besten Fechter und auf dreißig Schritte schieße ich Kugel auf Kugel, d. h. die zweite Kugel muß ungestreift

durch das Loch fliegen, welches die erste schlug.“ — „Da fürchten sie wohl auf dem Kampfplatz keinen Gegner?“ fragt die Gräfin mit einschmeichelnder Stimme.

Wieder schoss sein hässlicher Blick auf sie; doch rasch sammelte er sich und fragt sie: „Wer soll ich tödten?“

„Wenn Sie mir zu Willen sein wollten, Herr von Carral, so würde ich Sie glänzend belohnen und für alle Zeiten freisprechen.“ „Sprechen Sie deutlicher!“, sagte Carral bestimmt.

„Fräulein von Rumbrye kann nur Alfred's Gemahlin werden“, erklärte das böse Weib, „wenn Xavier entfernt ist.“

„Ich soll ihn entfernen, Madame?“ fragt Carral. „Ich bin feig, sehr feig und schlage mich deshalb nie.“

„Miserable Sklavencele!“ rief die Gräfin verächtlich. Carral nahm keine Notiz davon, sondern fuhr fort: „Man kann auch ohne Duell tödten.“

Sie schien einer Falle zu befürchten, doch bald gewann sie ihre Entschlossenheit wieder, indem sie sagte: „Sein Tod allein kann uns ganz und auf immer von ihm befreien, alle anderen Mittel sind mir unvollständig.“

Sie beobachtete den Mülatten ganz genau. Er blieb vollkommen ruhig und sagte mit fester Stimme: „Wenn Sie fest entschlossen sind, so bin ich bereit.“

„Ich bin fest entschlossen!“ gab sie als Antwort zurück. Der Mülatte setzte sich mit dreister Stirne neben seine ehemalige Gebieterin, denn sie wollten jetzt ein Verbrechen miteinander begehen und waren dadurch gleich. Er umschlang ihre Taille und sagte: „Der Graf hat Xavier eingeladen, ihm morgen auf sein Landgut zu folgen; sagen Sie Ihrem Gemahl, daß Sie mich eingeladen haben, ich will dann sorgen, daß Xavier sicher kommt, für das Weitere lassen Sie mich sorgen.“

Carral verabschiedete sich von der Gräfin und trat rasch auf die Straße. Seine gepreßte Brust machte sich in lauten Ausrufen Luft, so daß ihn Vorübergehende verwundert anstarnten. „Bon der Stunde an“, sagte er zu sich selbst,

„daß wir einen Mord miteinander begangen haben, bin ich frei, ja noch mehr, ich kann über sie gebieten und ich werde mich rächen.“

In einem Kaffeehaus schrieb er rasch ein kleines Brieschen,

adressirte es an Xavier und warf es in einen nahen Briefkasten. Xavier war wieder in seine Wohnung zurückgekehrt, ohne daß ihm sein schwarzer Freund etwas von dem Verath Carral's gesagt hatte. Er war glücklich, denn wenn seine Herkunft auch eine bescheidene und die Geschichte seiner Familie eine traurige war, so war seine Stellung jetzt doch eine ganz andere in der Welt. Den Namen seines tapfern Vaters wollte er von dieser Stunde an führen. Das unwürdige Betragen seiner Mutter allein war es, das ihn niederdrückte. In diesen Augenblicken der Freude glaubte er, die Hand Helenen's erlangen zu können, ohne daß er Vermögen nöthig habe. Aus diesen glücklichen Träumereien wurde er durch den Eintritt des schwarzen Bettlers geweckt. Derselbe grüßte mit den Worten: „Hier bringe ich Ihnen Ihr Eigenthum, junger Gebieter!“ Mit diesen Worten legte er ein Päckchen auf den Tisch und fuhr mit schwerem Herzen fort: „Ich hätte Ihnen Ihr Eigenthum längst zurückgeben sollen, allein ich konnte mich nicht von diesen Heilthümern trennen, die meinen Trost bildeten, so oft ich mich Abends niederlegte. Ohne die Ihnen jetzt erst bekannt gewordene Geschichte derselben hätten sie überdies keinen Werth für Sie gehabt.“

Xavier konnte sich nicht denken, daß das Päckchen die Trophäen von Neptun's Dachstübchen enthielt. Beim Auspacken derselben sagte er: „Das ist also Alles, was mir von meinem guten Vater geblieben ist!“ Jeder Gegenstand dieses traurigen Schatzes wird mich stolz machen.“ Neptun gerieth bei diesen Worten in Verwirrung. Mit betrübter Stimme sagte er: „Ich will Euch Alles bringen, junger Gebieter. Ich konnte es nicht über mich bringen, die Uniform meines guten Gebieters in dieses Päckchen zu packen, denn ohne sie werde ich so ganz allein in meiner Wohnung sein. Wenn sie fort ist, wird er mich nicht mehr hören, wenn ich sage: „Guter Gebieter mein!“ Aber Ihr sollt sie deshalb doch haben, junger Gebieter, denn sie gehört Euch.“ Gerührt sagte Xavier: „Behalte sie, Neptun, Du hast sie redlich verdient. In bessere Hände, als die Deinigen, kann die Uniform meines Vaters nicht kommen.“ Neptun hüpfte vor Freude und wußte nicht, wie er Xa-

vier danken sollte. In diesem Augenblick trat ein Diener ein und überbrachte Carral's Brief. Xavier las ihn mit innigem Vergnügen. Carral forderte Xavier auf, der Einladung des Grafen auf's Land zu folgen, indem auch er sich dorthin begeben werde. Er war erfreut bei der Aussicht, Helene wieder sehen und ihr sagen zu können, daß er jetzt einen Namen habe, daß er wisse, wer sein Vater gewesen sei. Der Bettler wurde schmerzlich von der Nachricht berührt, daß sein kleiner Gebieter ihn verlassen werde. Nach einigem Besinnen sagte er, daß er ihm folge. Xavier erklärte dies für unmöglich. Der Neger entgegnete darauf, daß er seinem Vater versprochen habe, über ihn zu wachen und daß er dies auch thun werde, zumal er wisse, daß sein kleiner Gebieter einen Feind habe.

Zum drittenmale wurde Xavier in zwei Tagen vor einem Feinde gewarnt. Neptun sagte, er kenne diesen Feind. Zugleich erzählte er, daß er abschlich in das Spielhaus gelockt und dort auf Berrath seines Feindes verhaftet worden sei. Der von dem Bettler mit dem Brief an den Polizeikommissär beobachtete Fall bestätigte seine Worte. Xavier wollte ansfangs nicht glauben, daß Carral den Verräther an ihm spiele, bis ihn Neptun wiederholt versicherte, daß er seiner Sache ganz gewiß sei. Er theilte demselben nun mit, daß der erhaltenen Brief von Carral sei. Der Schwarze beschwore ihn, in diesem Falle der Einladung ja nicht zu folgen. Nach einigem Besinnen sagte jedoch Xavier: „Ich muß hingehen, Neptun, denn ich werde sie dort sehen.“

So sehr der Neger für seinen kleinen Gebieter befürchtete, so fest er überzeugt war, daß man ihn auf dem Lande verderben wolle, so wagte er doch keine ernstliche Einsprache mehr; er sagte nur noch mit drohender Gebehrde: „Ich werde Ihnen folgen, kleiner Gebieter; weder Sie, noch sonst jemand wird mich sehen und doch werde ich immer bei Ihnen sein und über Sie wachen! Wehe der Hand, die es wagt, sich gegen Sie zu erheben!“

Xavier mußte ihm noch sagen, daß er auf das Schloß Rumbrye gehe und am nächsten Mittag im Wagen des Grafen dorthin abgehen werde. Der Schwarze war jetzt wieder ruhiger. Er wußte, daß Xavier sein Geld verspielt hatte und legte deshalb einige Louisd'or auf das Gesims.

des Kamins. Xavier wurde roth wie Purpur. Neptun sagte sanft: „Erzählen Sie nicht, Ihr Vater hat mich frei gemacht, daher bezahle ich nur eine Schuld.“

Mit diesen Worten verließ er grüßend seinen kleinen Gebieter.

Bwölftes Kapitel.

Das verzweifelte Rennen und Neptun's glückliche Ankunft in dem Schloss Rumbrye.

Am nächsten Morgen verließ Neptun in der Frühe sein Dachstübchen. Er hatte Paris seit zwanzig Jahren oft und viel durchwandert, in der Hoffnung, Xavier's Mutter zu finden. Seither waren seine Streifereien zufällig; jetzt hatte er einen festen Plan. Das Battisttuch mit den Buchstaben F. A. leitete ihn. Er lenkte seine Schritte der Vorstadt Saint Germain zu, denn er wußte, daß dort die meisten Herrschaften wohnten, deren Wagen Wappen trugen. Er hatte sich das Wappen des Staatswagens genau gemerkt, in welchem die Dame gefahren war, welche er suchte. Diesen konnte er leichter finden, als die Dame selbst. Er hatte die Stunde zu seinen Nachforschungen gewählt, zu welcher die Kutscher ihre Wagen zu putzen pflegten. Er drückte alle Thorflügel in den Höfen der Paläste auf, welche von Herrschaften bewohnt wurden. Bei dieser Gelegenheit kam er auch an den Palast des Grafen von Rumbrye. Anfangs erblickte er nur eine mit guten Pferden bespannte Postchaise, die ein junger Mann in englischen Reisekleidern besichtigte. Er wollte schon gehen, als er im Hintergrund einen prächtigen Wagen erblickte, bei dessen Anblick er wie angewurzelt stehen blieb. Es war der Wagen, welchen er suchte. Dreist trat er in den Hof und näherte sich dem jungen Manne, in welchem wir Herrn Alfred Lefebvre des Vallées wieder erkennen. Er sah im Reiseanzug so albern aus als im Ballkleide. Als er unsern Freund erblickte, rief er aus: „Mein Ehrenwort, das ist spaßhaft, ein Neger mit weißem Bart.“

Neptun blieb vor Alfred Lefebvre stehen. Derselbe betrachtete ihn eine Minute lang durch's Augenglas und befahl dann seinem sog. Groom, einem jungen Burschen aus der Normandie, den Bettler mit der Peitsche davon zu ja-

gen. Neptun blickte auf seinen Stock, hätte dies aber nicht nöthig gehabt, denn Alfred war im Grunde nicht bössartig und wollte sich nur einen kleinen Spaß machen. Er sagte zu Neptun: „Auf Ehre, Mohrenkopf, wenn John zwei Jahre älter wäre, müßte er mit Dir boxen. Willst Du in das Hotel Rumbrye? Das ist nicht der rechte Weg.“ „Rumbrye!“ wiederholte Neptun erstaunt. Statt einer Antwort überreichte er Alfred das von ihm gefundene Taschentuch. Als er es sah, rief er aus: „Auf Ehre, das ist das Taschentuch der Gräfin.“ Er beschönigte den Schwarzen mit einem Fünffrankenstück und versicherte ihn auf Ehre, daß das ein Glückstag für ihn sei. Neptun verließ den Hof und setzte sich auf der Straße auf einen Eckstein, um stets beobachten zu können, was innerhalb desselben vorgehe. Er wußte jetzt, wo er die Frau suchen mußte, der Xavier so ähnlich sah. So saß er bis Nachmittags 2 Uhr, als er sich, denn er hatte sich verspätet. In diesem Augenblick trat aber die Gräfin in den Hof und er blieb wie angewurzelt stehen, denn sie war es, die er suchte. Zu gleicher Zeit erblickte er Carral und Xavier. Es war keine Zeit mehr für Neptun, sich zu entfernen, denn für seinen Schutz befohlenen war Carral's Anwesenheit gefahrdrohend. Da er nicht wußte, in welcher Gegend Schloß Rumbrye lag, so durfte er die dorthin gehenden Wagen nicht aus den Augen lassen. In diesem Augenblick trabte ein mit zwei starken Pferden bespannter Fiaker heran. Frau von Rumbrye schwang sich in die Postchaise, ihr folgte ihr Sohn Alfred und Carral. Die Gräfin wäre lieber mit Carral allein gefahren, aber Alfred ließ sich nicht entfernen. Während die Postchaise aus dem Thore fuhr, warf Neptun einen gierigen Blick in dieselbe; die Gräfin und Carral wurden unangenehm von seinem Anblick berührt; sie konnten seine unablässige Verfolgung nicht verstehen.

Neptun drückte dem Kutscher einen Louisdor in die Hand, setzte sich in den Fiaker und trug ihm auf, die vorausfahrende Postchaise nicht aus den Augen zu lassen. Zum Glück hatte Neptun am heutigen Tage den größten

Theil seiner Baarschaft zu sich gesteckt. Nachdem eine Stunde Wegs zurückgelegt war, frug der Kutscher Neptun, wo die Reise eigentlich hingehet; er wies auf die Postchaise, welcher die Miethpferde nur mit Mühe gefolgt waren. Zugleich versprach er ihm gehörige Bezahlung, wenn er die Postchaise nie aus den Augen verliere. Der Kutscher schüttelte zweifelnd den Kopf und machte Neptun darauf aufmerksam, daß er zwei gute Pferde besitze. Neptun zog ein Dutzend Napoleonsd'or aus der Tasche und ließ sie mit bedeutungsvollem Augenzwinkern durch die Finger laufen. Der Kutscher nickte zustimmend und knallte lustig mit der Peitsche.

Nach einigen Stunden waren die Miethpferde so zusammengefahren, daß sie nur durch fortwährende Peitschenhiebe von der Stelle zu bringen waren. Der Zwischenraum zwischen der Postchaise und dem Fiaker wurde immer größer, endlich verschwand dieselbe ganz. Neptun kannte sich vor Aufregung kaum mehr. Er bot dem Kutscher zehn Napoleonsd'or, wenn er die Postchaise wieder einhole. Der Kutscher hieb unbarmherzig auf seine Thiere los; mit dem Kopf zwischen den Füßen, rauchenden Nasenlöchern und stolpernden Beinen jagten sie vorwärts. Endlich erblickte man die Postchaise in der Nähe von Meylan wieder. In dieser Stadt brachen die Pferde des Fiakers zusammen und es war an kein Weiterfahren zu denken. Neptun warf dem Kutscher 200 Franken zu und stürmte fort. Er kam vor dem Posthause an, als eben die Pferde gewechselt waren und der Wagen sich in Bewegung setzte. Nasch sprang er auf den hintersitz und hielt sich an den Federn fest. Der Postmeister sah es und rief dem Postillon zu, bei dem raschen Davonfahren hörte derselbe aber nichts und Neptun blieb ruhig sitzen. Die Postchaise setzte ihren Weg etwa eine Stunde im Galopp fort, dann bog sie in eine Allee ein, die zu dem Schloß Numbrye führte. Es war dies eines der schönsten Baudenkmale des Mittelalters, an dem alle Stürme spurlos vorübergegangen waren. In der Allee war ein eisernes, mit vergoldetem Schmuckwerk versehenes Gitterthor angebracht, das mit den Park einschließenden Mauer in Verbindung stand. Ein Wächter öffnete dasselbe. In

sausendem Galopp fuhr die Postchaise ein, ohne daß Neptun bei der inzwischen eingetretenen Dunkelheit bemerkt worden wäre. Zweihundert Schritte vom Schloß sprang er von seinem Sitz und verbarg sich hinter Bügumen des Parkes.

Dreizehntes Kapitel.

Xavier's Glück auf Schloß Numbrye und das schauerliche Geheimniß, welches der schwarze Bettler belauscht.

In dem Schlosse war durch vorausgegangene Diener Alles zum Empfang der Herrschaft und ihrer Gäste vorbereitet. Zehn Minuten nach der Gräfin kam auch der Wagen des Grafen an. Im Speisesaal harrte der Angelommenen ein stärkendes Mahl. Der prachtvolle Herbsttag war ungewöhnlich heiß gewesen, deshalb waren alle Fenster des zu ebener Erde gelegenen Speisesaals geöffnet, um der frischen Luft den Zutritt zu gestatten. Neptun hielt sich ganz in der Nähe in einem Rosengebüsch versteckt, von wo aus er die Gräfin und Carral beobachtete. Sein einziger Wunsch war, ihr sagen zu können, daß Xavier ihr Sohn sei, denn er hoffte, daß eine Mutter ihr Kind nie verläugnen, sondern ohne allen Kampf annehmen werde.

Nach aufgehobener Tafel näherte sich Carral der Gräfin auf einen Wink von ihr. Zu gleicher Zeit wurde die in den Garten führende Thüre geöffnet, mehrere Gruppen begaben sich in den Garten und zogen schwatzend und lachend an ihm vorüber. Seine Aufmerksamkeit war so vollständig auf Carral und die Gräfin gerichtet, daß er nicht einmal Xavier, der mit Helene von Numbrye am Arm, an ihm vorüberschritt, bemerkte.

Fräulein Helene stützte sich fest auf Xavier, es war das erstmal, daß sie wirklich allein mit ihm war. Je weiter sich dieses Liebespaar von dem Schloß entfernte, um so einsamer wurde es um sie, bald hörten sie nur noch die lauterern Ausbrüche der Freude und des Gelächters der fernen Gesellschaft. Helene fühlte ihr Herz von Freude und von Traurigkeit zugleich ergriffen. Sie ahnte, wie schön ihr das Leben an der Seite Xavier's sein würde und wie bitter es fern von ihm sein werde. Sie schlossen sich enger aneinander an, wie wenn sich jemand zwischen sie

hätte drängen wollen. Ihr melancholisch-süßes Lächeln traf Xavier. Er war in diesem Augenblick glücklicher, als er je zu werden gehofft hatte, weshalb er zu ihr sagte: „Helene, wie glücklich werden wir sein!“ — Es war dies ein Wiederhall ihrer eigenen Gedanken, deshalb befremdete sie dieser Ausruf nicht, obgleich jeder Dritte laut darüber aufgelacht haben würde. Xavier erzählte ihr, daß er das Andenken an einen tapfern Vater zu verehren und einen Namen habe.

„Einen adeligen?“ frug das lebhafte Mädchen rasch. Diese zwei Worte schnürten seine Brust seltsam zusammen; er schwieg und Helene seufzte. Sie sah, wie ihm zu Muthe war und sagte: „Ich hätte es gewiß nicht für mich gewünscht, sondern für meinen Vater, für die Welt. Wie sich die Zukunft aber auch für uns gestalten möge, Xavier, ich liebe Sie und werde Sie immer lieben.“ Xavier warf sich von seinen Gefühlen überwältigt, vor ihr auf die Knie; sie suchte ihn zu beruhigen, indem sie mit entschlossener Stimme zu ihm sagte: „Seien Sie ruhig, wir sind jetzt verlobt. Es ist möglich, daß man uns den Ehebund nicht schließen läßt, aber ich schwöre Ihnen, daß ich dann nie die Frau eines Andern werde.“

Xavier drückte ihre Hand fest an sein Herz, erhob sich dann und schritt mit ihr nach dem Schlosse zurück. Die Liebenden verstanden sich und hatten keine weiteren Worte mehr nöthig.

Neptun lag fortwährend auf der Lauer. Nach langem Warten erschien endlich die Gräfin an Carrals Arm. So wie sie an ihm vorüber waren, warf er sich auf den Boden und folgte ihnen kriechend und geräuschlos mit der in seiner Heimath üblichen und dort erlangten Gewandtheit. Dabei benützte er jeden Baum, jedes Gesträuch, jeden Blumenbusch zu seinem Schutz. Die Gräfin bog in der entgegengesetzten Seite von den Gästen in einen Seitenpfad ein, um mit Carral ganz allein zu sein.

Sie blieben auf einem freien Rasenplatz stehen, in dessen Mitte sich ein ziemlich hohes Dahliengebüsch erhob; die Gräfin sagte: „Hier können wir jeden unberufenen Lauscher von ferne beobachten, also frei sprechen, Carral.“ „Ich hätte mich schon auf der Herreise gerne gegen

Sie ausgesprochen, wenn Ihr Herr Sohn uns nur einen Augenblick verlassen hätte", entgegnete Carral. „Was war das?" frug er bei einem unerwarteten Geräusch erschrocken.

Die Gräfin antwortete: „Es ist nichts." Carral hatte jedoch mehr Erfahrung und war vorsichtiger. Er bog die Dahlienstengel auseinander, um zu sehen, ob sich Niemand darin verbreitert habe, konnte aber nichts als eine leblose, schwarze Masse entdecken — sonder Zweifel ein Düngerhaufen — und beruhigt wandte er sich zu der Gräfin zurück, wobei er sagte: „Es ist wirklich nichts und wir können zur Hauptsache übergehen. Erlauben Sie mir zuerst die Frage: „Sind Sie noch immer entschlossen, Xavier für alle Seiten stumm zu machen?" „Wie mögen Sie fragen?" erwiederte die Gräfin. „Anstatt meines Sohnes fuhr er in dem Wagen des Grafen mit Helene hieher und in diesem Augenblick führt der erbärmliche Landstreicher sie allein spazieren. Haben Sie das nicht beobachtet?"

„Doch!" antwortete Carral kalt und gleichgültig. „Nun", fuhr die Gräfin fort, „so werdet Ihr auch einsehen, daß diesem Treiben rasch ein Ende gemacht werden muß, wenn wir nicht zu spät kommen wollen."

Carral entgegnete mit unsäglicher Kaltblütigkeit darauf: „Ich tödte ihn noch in dieser Nacht!" Bei diesen Worten schüttelte Fieberfrost Neptun's ganzen Körper; so nahe und so groß hatte er sich die Gefahr nicht gedacht.

Die Gräfin stellte sich einen Moment unentschlossen, bald jedoch warf sie diese unnüze Ziererei bei Seite, erhob den Kopf stolz und frug: „Wie willst Du es angehen?"

„Ich erdolche ihn", war die kalte Antwort. Um die nöthige Fassung nicht zu verlieren, drückte Neptun die Hand fest auf's Herz; für so schlecht hatte er die Welt nicht gehalten. Carral fuhr fort: „Lassen Sie ihm sein Bett am äußersten Ende des linken Schloßflügels herrichten."

Bei diesen Worten zeigte er auf das letzte Fenster des linken Flügels — ein Wink, den sich der schwarze Bettler genau merkte, namentlich, als er die Gräfin vollends sagen

hörte: „Ich werde Deinen Wunsch erfüllen, denn außer ihm ist dann kein Mensch in jenem Flügel.“ „Gut“, sagte Carral. „Nach vollbrachter That werde ich sein Fenster einschlagen, seine Uhr und sein Geld zu mir stecken, dann wird es morgen früh heißen: es seien Diebe in das Schloß gekommen und haben ihn ermordet.“ Neptun wollte wütend aufspringen und den Schuft erwürgen; die Antwort der Gräfin brachte ihn wieder zur Besinnung, sie sagte: „Ich werde Dich für Deine treuen Dienste fürstlich belohnen.“

Die Luft wurde dicker und dicker, Gewitterwolken stiegen am Horizonte auf, es fielen hin und wieder schwere Regentropfen nieder. Die Gräfin nahm mit einem süßen Lächeln Carral's Arm und wollte dem Schlosse zueilen, derselbe hielt sie jedoch zurück, indem er ihr sagte: „Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, Madame.“

Eine unbestimmte Furcht besiel die Gräfin, ihre Hand zitterte. Weil er schwieg, frug sie, was er ihr noch zu sagen habe. Er begann mit leidenschaftlicher Stimme: „Ich hasse Sie, Madame, aus dem tiefsten Grunde meiner Seele, denn Sie setzten mir den Fuß auf die Brust, als ich Sie um Mitleiden anslehte, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen. Zum Schluß verlangen Sie das schwerste Verbrechen von mir; ich begehe es, um mich durch dieses Verbrechen frei von Ihren Ketten zu machen. Ich schwöre es Ihnen, Weib, daß ich nach vollbrachter That ganz frei sein will. Sie haben mir die Freiheit schon oft versprochen, aber Ihr Wort nie gehalten, denn Ihr Wesen selbst ist eine Lüge, deshalb will ich diesmal eine Bürgschaft.“ „Ich gebe sie Euch“, sagte die Gräfin mit bebender Stimme.

„Ihre Bereitwilligkeit freut mich“, fuhr Carral fort. „Geben Sie mir eine Bescheinigung, die also lautet: „Ich habe dem Mulatten Jonquille befohlen, Herrn Xavier zu ermorden, weil er einer Heirath meines Sohnes Alfred mit Helene von Rubrye im Wege stand. Unterzeichnet: Florence Angèle, Gräfin von Rumbrye.“

Es trat eine Pause ein. Der Name Jonquille hatte die Aufmerksamkeit Neptun's in hohem Grade erregt, denn er erinnerte sich, diesen Namen in den Papieren seines

Gebieters gelesen zu haben, ohne daß er sich im Augenblick erinnern könnte, in welchem Zusammenhänge. Der Name „Florence Angèle“ benahm ihm die letzten Zweifel darüber, daß dies die Frau sei, welche er suchte. Endlich frug Carral die Gräfin, ob sie seinen Wunsch erfüllen wolle. Sie riß sich gewaltsam von ihm los, erhob sich stolz und frug: „Willst Du Dich gegen mich empören, Sklave?“ Mit gleichgiltigem Achselzucken antwortete er: „Es ist vergebliche Mühe, Madame, wenn Sie fortfahren wollen, mir gegenüber die Gebieterin zu spielen, so gut Sie sich auch darauf verstehen. Ich fürchte Sie nicht mehr, Sie haben vielmehr mich zu fürchten, denn ich besitze Ihr Geheimnis.“

Die Gräfin war nicht so leicht aus der Fassung zu bringen oder einzuschüchtern. Sie erwiederte ihm: „Armer Jonville, was kann es die Gräfin von Rumbrye kümmern, wenn ein Mensch, wie Ihr, behauptet, Ihr befändet Euch im Besitz eines ihr nachtheiligen Geheimnisses? — Überall wird man Euch als verächtlichen Verläumper zurückweisen.“ „Diese Verläumding“, sagte Carral, „wie Sie es nennen würden, wenn ich die Wahrheit sage, würde jedenfalls ein Vollwerk für Xavier bilden, welches niederzureißen Euch trotz all Eurer List nicht möglich wäre. Durch aber wären Ihrem Sohne Alfred Thor und Thüre zu Fräulein Helene verschlossen und die zehn Millionen Heirathsgut verloren.“

„Und Du?“ fuhr die Gräfin zornig auf. „Du wärest entlarvt und die ganze Welt würde mit Fingern auf Dich deuten.“

„Eine Entfernung aus Frankreich würde mich aller Unannehmlichkeiten überheben“, fuhr Carral ruhig fort. Die Gräfin stampfte zornig mit den Füßen, denn darauf hatte sie nichts zu erwiedern. Sie war so aufgeregt, daß sie nicht bemerkte, wie der Regen in immer schweren Tropfen fiel. Nach einer längeren Pause öffnete sie den Mund wieder und sagte mit einschmeichelnder Stimme: „Carral, was Du verlangst, kann ich nicht thun, fordere eine andere Bürgschaft.“

„Durch diese Capitulation, Madame“, sagte Carral

freudig die Hände reibend, „sind wir endlich gleich.“ Nun, ich will edelmüthiger sein, als Sie und von der Unterzeichnung Eures Namens abstehen — dagegen müssen Sie mir bei dem Mord helfen.“ „Ich Euch helfen!“ — rief die Gräfin unangenehm überrascht. „Ja“, sagte er, „gute Gebieterin, denn ich bin feig und Ihre Gegenwart wird meinen Stoß viel sicherer machen.“ In diesem Augenblick vernahm man die Stimme von Herrn Alfred Lefebvre des Vallées, der auf Ehrenwort versicherte, daß er seiner Mutter einen Regenschirm bringe, aber nicht wisse, wo sie sich befindet. Carral drang mit der Drohung auf eine Antwort, daß er das Schloß augenblicklich verlasse, wenn sie nicht „ja“ sage. Wenn er aber erst fort sei, so trage Xavier gewiß den Sieg davon, denn er werde von dem Grafen ebenso sehr geliebt wie von seiner Tochter. Sie sagte mit fester, entschlossener Stimme: „Ich gehe mit!“ und ging dann ihrem Sohne entgegen. Noch einmal wandte sie sich um und fragt ihn: „Um wie viel Uhr?“ „Da man spät zu Bett gehen wird“, antwortete er, „so wollen wir uns um zwei Uhr nach Mitternacht zusammenfinden.“ Sie sagte zu. Als sie sich gehörig weit entfernt hatte, richtete sich der Bettler stolz auf und sagte: „Auch ich werde am Platze sein!“

Bierzehntes Kapitel.

Der Mordstof wird versucht, von dem Neger verhindert, die böse Heuchlerin entlarvt und Xavier und Helene das glücklichste Paar.

Xavier wurde von einem Diener in das äußerste Zimmer des letzten Flügels geführt. Voll tröstender Gedanken hatte er sich zur Ruhe gelegt, denn außer der Liebe Helenens hatte ihn der Graf den ganzen Abend mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Er mochte noch nicht lange in einem festen Schlaf gelegen sein, als drei leise Schläge an seinem Fenster ertönten. Er hörte nichts. Darauf wurde eine Scheibe durch eine mit einem Taschentuche umwickelte Hand eingedrückt, was kein großes Geräusch machte,

da die Glassplittler in den Falten der Vorhänge hängen blieben. Da Xavier auch dadurch nicht erwachte, so kam eine Hand durch die zerbrochene Scheibe, sie öffnete das Fenster und ein großer Mann schwang sich in das Zimmer. Das Gewitter hatte sich verzogen, ein heller Mondstrahl fiel auf Xavier's Gesicht. Der in das Zimmer Gedrungene ging zu seinem Bett, fasste die Hände über ihn und schien ein Gebet zu sprechen. Darauf drückte er einen Kuß auf die Stirne des Jünglings. Wieder fiel ein Mondstrahl in das Gemach und ließ das ebenholz-schwarze Gesicht Neptun's erkennen. Er schien Xavier wecken zu wollen, doch besann er sich plötzlich anders, er schlich zu dem Fenster zurück, zog die Vorhänge fest zu, so daß er von völliger Dunkelheit umgeben war und kauerte sich in einer Ecke an der Bettlade nieder.

Er mochte diesen Posten etwa eine halbe Stunde eingenommen haben, als er ein leises Geräusch und noch vorsichtigeres Geflüster auf dem Gange vernahm. Einen Augenblick später wurde ein Schlüssel in dem Schloß umgedreht und die Thüre vorsichtig geöffnet. Carral trat, wie es schien, unbewaffnet in das Zimmer. Er stand mit Xavier auf so vertrautem Fuß, daß er wohl hätte sagen können, er wolle ihm einen nächtlichen Besuch machen, wenn er ihn wachend gefunden hätte. Carral war ein schlauer Mörder und wenn der schwarze Bettler seine Absicht nicht gekannt hätte, so hätte er sich vielleicht auch einen Augenblick täuschen lassen.

Der Mulatte näherte sich dem Lager Xavier's leise mit einem brennenden Licht in der Hand. Er überzeugte sich bald von dem ruhigen Schlaf seines Opfers. Seine Gesichtszüge wurden wilder, seine Augen sprühten ein düstres Feuer. Rasch zog er einen Dolch hervor, stellte das Licht auf einen Tisch, löschte es aus, lehnte zu dem Bett zurück, untersuchte sorgfältig die Stelle, auf welche er den Stoß führen wollte und erhob den Arm. In demselben Augenblick umfaßte eine kräftige Hand seine Faust, während ihm die andere die Kehle zuschnürte. Er schrie laut und furchtbar, röchelte zuletzt schauerlich und fiel als leblose Masse zu Boden. Der Neger hatte den Menschenmörder auf afrikanische Art erwürgt.

Xavier sprang entsezt aus seinem Bett. Auf den Todeskampf des Mulatten war eine schauerliche Stille eingetreten. Die Gräfin hatte im Gang zitternd des Ausgangs der Dinge geharrt; sie wollte bei dem geringsten Schein einer Gefahr die Flucht ergreifen und Carral seinem Geschick überlassen. Bei dem Todesröheln wollte sie an die andere Seite der Gallerie flüchten, da glaubte sie aber bei dem unbestimmten Lichte des Mondes, es bewege sich dort Jemand und entsezt sprang sie in Xavier's Zimmer. Sie frug mit leiser, zitternder Stimme: „Ist es gethan?“

Xavier wollte antworten, der schwarze Bettler legte ihm aber die Hand auf den Mund und sagte: „Es ist geschehen.“

„Ist er tod?“ frug sie weiter, über die That und das Verbrechen ebenso entsezt, als über die im Zimmer herrschende Dunkelheit. „Sonderbar“, sagte sie nach einer Pause, „daß ich Eure Stimme nicht mehr erkenne, Carral.“

Keine Antwort erfolgte; in diesem Augenblick stolperete sie über Carral's Leiche. Sie rief erschrocken aus: „Eine Leiche!“

Der Bettler trat an's Fenster, zog den Vorhang zurück und der Mond beleuchtete die ganze schreckliche Scene. Xavier rief erstaunt: „Frau von Rumbryel!“

Beide sahen sich entsezt an; nach einigen Augenblicken wollte sie fliehen, der Neger trat ihr jedoch in den Weg und sagte: „Nur sachte, Wittwe des Hauptmanns Lefebvre, wir haben eine lange Rechnung abzuschließen!“

„Dies ist die Wittwe meines Vaters! meine Mutter!“ rief Xavier. Er glaubte zu träumen und doch war Alles Wirklichkeit. Um klar in der Sache zu werden, frug er: „Was ist hier vorgefallen?“

Sie suchte ihre Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen und sagte, daß sie mit größerem Rechte diese Frage an ihn richte, denn sie sei von dem nächtlichen Warmen erweckt hieher geeilts und finde in dem Zimmer einen ihrer Gäste als eine Leiche.

„Ich erwürgte diesen Mann“, antwortete Neptun, „weil er mit Ihnen Ihren eigenen Sohn ermorden wollte.“

Mutter und Sohn erstaunten gleich sehr; erstere sagte nach einigen Minuten: außer Alfred Lefebvre des Vallées habe sie keinen Sohn. Der Bettler entgegnete ihr, daß

ihr in legitimer Ehe geborener Sohn noch lebe und daß sie sich durch freches Lügen nicht aus der Schlinge ziehen könne, denn er habe Beweise gegen sie in Händen. Er wisse, daß sie zwei Söhne habe, einen unehelichen und diesen ehelichen.

„Neger“, entgegnete sie verächtlich, „für diese Frechheit wird sich die Gräfin von Rumbrye, in deren Haus Du einen Mord begingst, zu rächen wissen.“

Der Mulatte am Boden bewegte sich wieder; die Gräfin sah dies und rief: „Carral, erwache, daß Du mich rechtfertigst.“

Carral richtete sich mühsam in die Höhe und stammelte: „Der Schwarze hat die Wahrheit gesprochen. Gott wird Sie verdammen für Ihre Lügen und Grausamkeiten.“

Sie versetzte ihm einen Fußtritt und rief wütend: „Stirb, Sklave!“ — Sie wandte sich nun zu Xavier und schrie: „Sie sind Mitschuldiger, junger Herr, an dem Morde, der heute in meinem Hause verübt wurde und Sie sollen auch dafür büßen. Ihre Ränke helfen Sie diesmal nichts. Sie brauchen eine Mutter und wollen meinem Sohne seinen Namen rauben, vaterloser Mensch, der von einem monatlichen Almosen lebt. Diesmal haben Sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wir finden uns, abscheulicher Betrüger!“

Xavier wußte sich nicht zu helfen. „Still“, fuhr sie der Neger an, „dies Kind, das vor Ihnen erschrecken muß, hat sie nicht zu seiner Mutter erwählt, sondern ich, das blinde Werkzeug seines sterbenden Vaters. Vor dem Mord dürfen wir nicht erbeben, sondern nur Sie, denn Sie sind die Mörderin!“ Zu gleicher Zeit zündete er ein Licht an und übergab ihr die Papiere seines guten Herrn. Sie sagte höhnisch: „Bei dem Geburtschein fehlt die Hauptssache, der Name.“

„Aber der meine ist darauf“, leuchte Carral; „Jonquille ist mein wahrer Name, dies ist Dein Kind und Du seine Mörderin.“

Mit verzweifelndem Muthe rief die Frau: „Dieser Mann ist wahnsinnig, sein Zeugniß hat keinen Werth. — Ueberdies stirbt er im nächsten Augenblick.“

Carral bat: „Gott im Himmel, schenke mir nur noch einige Stunden, daß ich sie verderbe.“

Er sank zurück. Die Gräfin triumphirte: „Der Zeuge ist todt! Wer wird Dir jetzt glauben, Neger?“

Sie machte Miene, den Geburtschein zu zerreißen. Xavier und Neptun stürzten zu gleicher Zeit auf sie los; sie wandte sich zur Flucht und rief unter der Thüre: „Wer wird Euch glauben?“

„Ich, Madame!“ ertönte eine strenge, ernste Stimme.

Die Gräfin stürzte wieder in das Zimmer, Graf Rumbrye trat gleichfalls ein, entriß der Frau das Dokument und gab es dem Bettler zurück. Seiner Frau befahl er, den Mund nicht zu öffnen, denn er habe, durch das Todesgeschrei Carral's herbeigelockt, Alles gehört und die durch sie seinem Hause zugefügte Schande leider selbst mit angesehen; sie habe sich augenblicklich zu entfernen, um morgen seinen Willen zu vernehmen.

Carral starb in diesem Augenblick mit einem Lächeln auf den Lippen.

Keiner der Gäste hatte etwas von diesem nächtlichen Trauerspiele vernommen. Beim Frühstück führte der Graf wie gewöhnlich den Vorsitz. Alle Gäste waren um ihn versammelt, mit Ausnahme des Mulatten, den Niemand vermißte. Leute seiner Art sterben unbemerkt, selbst wenn sie im Leben das größte Geschrei machten. Nach Beendigung desselben kündigte ihnen der Graf mit ernster Stimme an, daß wichtige Ereignisse ihn sofort nach Paris zurückrufen. Unter lustigem Peitschengeklall und Pferdegetrappel entfernte sich die Menge, wie sie gekommen war. Der Graf war der letzte, welcher mit seiner Tochter, Xavier und dem Bettler das Schloß verließ und in ihrer Gesellschaft nach Paris fuhr.

Herr Alfred Lefebvre des Vallées konnte, wie er auf Ehre versicherte, nicht begreifen, was dies zu bedeuten habe. Sein Erstaunen wuchs, als der Wagen des Grafen seine Richtung auf der Straße Paris zu nahm, während die Postchaise mit seiner Mutter und ihm die entgegengesetzte Richtung nach der Bretagne verfolgte. Er glaubte im Anfang, der Postknecht sei betrunken, bis ihm die Creolin Stillschweigen gebot. Sie war mutlos und blaß wie eine Leiche. Nach einer langen Pause sagte sie zu Alfred:

„Von jetzt an werden wir allein in dem Städtchen

U. . . . in der Bretagne wohnen.“ — „Auf Ehre, Mutter, das ist sehr seltsam“, entgegnete ihr Sohn.

Wenn man sich später im Hôtel Rumbrye nach der Gräfin erkundigte, so antwortete der Graf, daß sie aus Gesundheitsrücksichten immer noch die Provinz bewohne. Herr Alfred des Vallées wurde von Niemand vermisst. In Folge seines Fleisches erlangte er in U. . . . den Ruf, der beste Billardspieler der ganzen Bretagne zu sein. Be-neidenswerther Ruhm! —

Einen Monat nach den erzählten Ereignissen beschied Graf von Rumbrye Xavier in sein Cabinet. Der edle Mann litt sichtlich bei der Überzeugung, daß das Herz seiner Gemahlin total verdorben war und den Namen beschimpft hatte, welchen er ihr geschenkt. Je mehr er sie verachtete, um so mehr liebte er seine Tochter. Er sagte wohlwollend zu Xavier: „Junger Freund, mein Vermögen trägt eine Jahresrente von einer halben Million Livres; Alles wird einst meiner Tochter gehören. Ich weiß, daß ihr Besitz Sie glücklich machen wird. Da ich Sie schäze und liebe, so sind alle Wünsche, die ich noch auf Erden habe, erfüllt, wenn Sie mein Tochtermann werden.“

Xavier war vor Freude so bestürzt, daß er nicht antworten konnte. Der Graf fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Sie wissen, daß ich der letzte Sprosse eines berühmten Geschlechtes bin, deshalb muß ich sorgen, daß der Name nicht ausstirbt. Von den vielen Bewerbern gebe ich Ihnen den Vorzug, doch nur unter der Bedingung, daß Sie den Namen „Graf von Rumbrye“ annehmen. Zur Beweiskräftigung dieser Absicht sind alle Vorlehrungen getroffen. Der König hat im Voraus meinem Tochtermann, wer er auch sein möge, das Recht eingeräumt, meinen Titel und Namen führen zu dürfen.“

Xavier senkte betrübt den Kopf und sagte mit schwerem Herzen: „Erst seit einem Monat kenne ich den Namen meines tapfern Vaters — und ich werde ihn behalten, mein Herr, bis an mein Ende, selbst wenn mein Herz darüber bräche.“

Der Graf konnte sich vor Erstaunen kaum fassen. Nach einem Befinden reichte er ihm die Hand und sagte: „Ich billige Ihr Vertragen, allein der Name Rumbrye muß

fortleben." — Xavier schien auf immer von Helene getrennt, der schönen Helene aber gelang es, bald wieder eine Vereinigung herbeizuführen, denn es stand nicht lange an, so wurde ihre Trauung in der Kirche Saint Germain des Prés mit Xavier vollzogen. Als Zeugen derselben nahm einerseits der Graf von Rumbrye, andererseits der wackere Neptun Theil daran. Der schwarze Bettler vertrat Vaterstelle bei Xavier und der edle Graf schämte sich nicht seiner.

Xavier führte von jetzt an den Namen Graf X. Le Febvre von Rumbrye. Beim Austritt aus der Kirche warf er einen Blick auf den Balkon seiner ehemaligen Wohnung. Dem Schwarzen war dies nicht entgangen, er drückte ihm warm die Hand.

Am Tage nach der Hochzeit trat Neptun mit dem Ranzen auf dem Rücken und einem Stock in der Hand zu Xavier in's Zimmer und sagte: „Ich komme, kleiner Gebieter, um Ihnen auf immer Lebewohl zu sagen.“ „Lebewohl“, mein wackerer Freund?“ frug Xavier überrascht. „Wo denkst Du hin? Von jetzt an werden wir stets beieinander bleiben.“

Ein trauriges Lächeln des Negers antwortete ihm. Xavier sah, daß es Neptun mit seinen Worten ernst war. Nach einer langen Weile sagte er traurig: „Ich würde von Herzen gerne bei Ihnen bleiben, allein ich muß fort, meine Aufgabe ist gelöst, ich habe Alles gethan, was guter Gebieter mein mir befohlen, deshalb will ich zu meinen freien Brüdern nach San Domingo zurück.“

Xavier bot Alltem auf, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, allein der Schwarze beharrte bei seinem Entschluß, selbst da noch, als er die verängstliche Frage an ihn stellte, ob er ihn weniger liebe, als seine Brüder.

Neptun küßte seine Hände zärtlich und erwiederte: „Nein, das gewiß nicht! Aber ich gehe nicht meiner Brüder wegen fort, sondern seinetwegen; ich wallfahrt zu seinem Grabe, um ihm zu sagen, daß sein letzter Wille erfüllt sei und ich Dich glücklich, sehr glücklich verlassen habe. An der Stelle will ich niederknien und beten, wo er starb und wenn ich einst die Augen schließe, so will ich auf immer neben ihm ruhen.“

Der Bettler hatte diese Worte mit zum Himmel erhabenem Blick wie ein Gebet gesprochen; er beugte ein Knie und drückte seine Hand an's Herz. Er sagte mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit und Liebe: „Guter Gebieter mein! würde ich hier sterben, so würde meine Seele viel zu weit von der Deinigen kommen; — sterbe ich dort, so hörst Du meinen letzten Seufzer und wirst mich neben Dir aufnehmen.“

Er fügte nochmals Xavier, wischte eine große Thräne von seiner Wange ab und ging; von jetzt wurde er nie mehr in Paris gesehen.

Neue Volksbücher.

Verlag der C. Huber'schen Buchhandlung in Rosenheim.

**Das eiserne Grab, oder die Braut im
Todtenkleide.**

**Die schwarze Tulpe, oder treue Liebe
überwindet alle Hindernisse.**

**Leben und Grausamkeiten des Räuber-
hauptmanns Pierre Mouton, oder der französisch-e
Rinaldo Rinaldini.**

Der Mann mit der eisernen Maske.

Eine sehr interessante Geschichte aus der Zeit Ludwig XIV.

**Der Fluch der Geburt oder die Grau-
samkeiten eines unnatürlichen Vaters. Wahrheitsge-
treue Schilderung der traurigen Schicksale von zwei
Bastardbrüdern.**

Die beiden Propheten und Geisterseher.

Eine Spuk- und Mordgeschichte aus dem bayerischen
Hochlande.

**Der weiße Sklave oder höchst wichtige
Denkwürdigkeiten eines Flüchtlings.**

**Historie von dem treuen Käthchen von
Heilbronn und dem Ritter Wetter von Strahl.**

**Die Rose von Landshut, oder das un-
glückliche Ende eines treuen Liebespaars.**

**Der rettende Affe im alten Hof zu
München. Eine Erzählung aus Münchens Vorzeit.**

**Der Pfeifer von Schliers. Charakter-Bild
aus der Zeit des spanischen Erbsfolgekrieges.**